Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 15 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 20. September 1907

Am Freitag, den 4. Oktober, beginnt das zweite Quartal des „Morgen". Der Erfolg beweist, daß noch Platz für ein Blatt ist, das unter Verzicht auf lärmende Aktualität ernstlich sich bemüht, seine Leser durch die Gediegenheit seiner Beiträge innerlich zu bereichern.

Was in der Kunst, der Musik, der Literatur, was in der Naturwissenschaft und der Politik der Beachtung wert erscheint, wird vom 1. Oktober ab ständig in der Rundschau von den Herausgebern Werner Sombart, Richard Strauß, Georg Brandes, Richard Muther und neben diesen von Hans Rosenhagen, Karl Scheffler, Leo Blech, Frank Wedekind, Willy Handl, Felix Salten und Wilhelm Bölsche behandelt werden.

Für Unterhaltung werden Otto Julius Bierbaum, Thomas Mann, Bernard Shaw, Carl Hauptmann, Maurice Maeterlinck, Arthur Holitscher, Ernst von Wolzogen, Hans Heinz Ewers, Lothar Schmidt u. a. sorgen.

Von bedeutenden Beiträgen im nächsten Quartal seien außer denen der Genannten heute schon Arbeiten von Paul Doumer, Déchanel, Camille Pelletan, Prof. Weber, Prof. Delitzsch, Prof. Th. Achelis, Andrew Carnegie, Prof. Paul Laband, Prof. Th. Ziegler, Karl Jentsch, Staatsminister von Podbielski, Hugo von Hofmannsthal, Richard Dehmel, Bürgermeister Dr. Reicke, Georg Simmel, L. M. Goldberger, Karl Lamprecht, Prof. Lichtwark und Prof. Max Liebermann erwähnt.

Außerdem werden wertvolle Inedita, darunter solche von Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, sowie Novellen von Guy de Maupassant veröffentlicht werden.

Auch der musikalische Teil unter der Leitung von Richard Strauß wird vom 1. Oktober an sowohl in der Rundschau wie durch besondere Beiträge nur erster Mitarbeiter all das bringen, was von musikalischen Ereignissen über den Tag hinaus Wert besitzt.

Der Kultur-Kaiser.

Imaginäre Zeitungsausschnitte aus imaginärer Zeit

Imaginiert von Otto Julius Bierbaum.

I.

Berlin, den 2. Januar 19..

Nach der gestrigen Paroleausgabe hat der Kaiser den jungen Bildhauer X. im Schloß empfangen, dessen Heine-Denkmal in Düsseldorf bekanntlich so lebhafte Anerkennung bei ihm gefunden hat, als er vergangene Woche der Eröffnung des dortigen Festspielhauses beiwohnte. Wie wir hören, hat der Kaiser Herrn X. mit der Schaffung eines Nietzsche-Denkmals für den Berliner Tiergarten betraut.

II.

Berlin, den 3. ... 19..

Wie wir aus bester Quelle vernehmen, ist es durchaus unrichtig, daß der Kaiser Herrn X. seine Bitte, von der Verleihung des Professortitels Abstand zu nehmen, verübelt habe. Er hat, begleitet vom Präsidenten der Deutschen Akademie, Herrn X. vielmehr in seinem Atelier aufgesucht und diese Angelegenheit scherzhaft behandelt, indem er sagte: „Sie haben ganz recht; Michel-Angelo ist auch nicht Professor gewesen, und der Titel hat, Künstlern zugefügt, in der Tat etwas Groteskes. Aber was sollen wir machen? Geheimrat wäre noch komischer und Kunst-General geht schon deshalb nicht, weil man dann vorher mit dem Kunst-Leutnant beginnen müßte. Es ist schon das beste, Künstlern jeder Art keinerlei Titel, sondern nur recht oft Aufträge zu geben. Mögen sie sich dann selbst in eine möglichst hohe Rangklasse ihrer Kunst versetzen, indem sie diese Aufträge so ausführen, daß Werke daraus entstehen, angesichts derer der Kenner den höchsten Titel verleihen kann, den es in der Kunst gibt: Meister.“ — Ueber das Modell selbst und seine Stellung dazu äußerte sich der Kaiser folgendermaßen: „Ihre Auffassung des großen Themas verblüfft mich. Ich hatte etwas ganz anderes erwartet und sehe wieder, daß sich in Künstlerköpfen die Welt anders malt als in der Phantasie von unsereinem. Da stutzt man dann freilich im ersten Augenblick und hat nicht übel Lust, auszurufen: Aber das ist ja gar nicht das, was es sein soll! Zumal als Auftraggeber verfällt man leicht in eine Art von Besserwissenwollen, woraus dann der Trieb zu korrigieren und schließlich ein halb ärgerliches, halb selbstgefälliges Mitmachen hervorgeht. Sie, lieber Herr X., werden das, wie jeder Künstler, als sehr lästig empfinden, aber im Grunde werden Sie sich doch sagen müssen, daß es nur menschlich und also verzeihlich ist. Wer weiß, ob ich als Privatmann nicht auch so dächte und handelte. Aber meine Stellung erlaubt mir nicht, als Privatmann zu denken und zu handeln; zumal der Kunst gegenüber, die schließlich immer eine öffentliche Angelegenheit ist, muß ich stets im Auge behalten, daß das, was durch meine Anregung entsteht, mehr vorstellen soll als meine persönliche Auffassung, meinen persönlichen Geschmack. „Auspiciis imperatoris so und so“ heißt nicht: nach dem Geschmackskommando des Kaisers, sondern: unter dem wohlwollenden kaiserlichen Blicke entstanden, — von dem dann Mit- und Nachwelt annehmen muß, daß es kein Blick aus der Frosch-, sondern aus der Vogelperspektive war. Demnach bemühe ich mich, meine Aufträge immer solchen Künstlern zu erteilen, die nach dem Urteil berufener Kenner im Kunstleben meiner Zeit und meiner Nation Höhepunkte be-

zeichnen. Da ich selbst im Geiste unserer Zeit erzogen bin und es mir habe angelegen sein lassen, auch im Umkreise der ästhetischen Kultur Fühlung mit den Kräften zu nehmen, die den Schönheitstrieb meiner Zeit verkörpern, so brauche ich im ganzen kein Opfer eigener Empfindungen zu bringen. Ihr Heine-Denkmal z. B. hat mir persönlich gleich gefallen. Aber zu dem Entschluß, Sie ein Nietzsche-Denkmal ausführen zu lassen, Sie also vor eine größere Aufgabe zu stellen, hat mich doch erst ein Aufsatz des ausgezeichneten Kritikers und Dichters Y... in der Frankfurter Zeitung gebracht, der mir bewies, daß meine Empfindungen angesichts Ihres Düsseldorfer Werkes mehr waren als bloß persönliches Gefallen, daß sie sich mit dem Urteil der reifsten Kenner und mit den Empfindungen der ästhetisch sichersten Geister unserer Zeit, der besten Künstler und empfindungskräftigsten Kunstfreunde decken. In dieser Weise meine eigenen Anschauungen immer nachzuprüfen, habe ich mir, wie in künstlerischen, so in allen andern Dingen zum Grundsatz gemacht. Meine Verantwortung in allen Dingen ist zu groß, als daß ich nicht in allen Dingen auf den Rat von Leuten hören sollte, die im Umkreise eines speziellen Berufes Kapazitäten sind, während meine Stellung über allen Einzelheiten es mir unmöglich macht, mich in einem Spezialfache völlig auszubilden. Mein Blick, auf das große Ganze gerichtet, muß im einzelnen unterstützt werden durch eingehende Beobachtungen von bedeutenden Menschen, gleichviel ob sie Beamte sind oder nicht. Wenn ich mich aber nach reiflicher Prüfung einmal entschlossen habe, einen Mann vor eine Aufgabe zu stellen, so enthalte ich mich des Dreinredens. Fürstliches Amt ist es — Fürstenkunst möcht ich lieber sagen —, überall den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen. Da das Gebiet dieser Kunst größer ist als das irgend einer andern, so fehlt es schon an der Zeit, zugleich auch überall selbst mitzutun. Daß es aber auch verkehrt wäre, zumal bei Aufgaben, deren Lösung auf freiester Kräfteentfaltung des Betrauten beruht, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. — Handeln und schaffen Sie also weiter, wie der Geist, Ihr Geist, Sie treibt. Ich bin mir sicher, daß dann schließlich etwas zustande kommen wird, das mein erstes Erstaunen in großes Wohlgefallen auflöst, denn es wird in sich harmonisch sein. Und Harmonie überwindet."

Beim Abschied wendete sich der Kaiser nochmals zum Modell um und sagte: „Sonderbar. Ganz ähnlich war mein erster Eindruck vor Nietzsches Werk selbst. Sit omen! Ich werde, geht es mir mit Ihrer Arbeit ähnlich, dann zwar auch wohl mit manchen Einzelheiten nicht einverstanden sein können, aber mich in Respekt vor einer großen, kühnen und schönen Geschlossenheit neigen dürfen, die nicht bloß imponiert, sondern auch ergreift und erhebt."

III.

München, d... 19..

Aus Berlin wird uns telegraphiert: Die literarische Sektion der Deutschen Akademie hat an Stelle ihres letzt verstorbenen Mitgliedes Graf N., der seine Mitgliedschaft bekanntlich seinem berühmten Bismarckdrama verdankt hatte, einen Dichter gewählt, dessen Gesinnungen von denen seines Vorgängers in der akademischen Würde so weit als möglich abliegen: den Verfasser des anarchistischen Epos „Die Vernichter". Die Wahl ist mit knapper Majorität erfolgt. War man schon erstaunt darüber gewesen, daß dieser Dichter, der alles Bestehende perhorresziert, sich unter den Kandidaten für die Akademie nennen ließ, so ist das Erstaunen durch die erfolgte Wahl zur Verblüffung geworden, und es glaubt kein Mensch daran, daß der Kaiser die Wahl bestätigen wird. Die Organe der Rechten begleiten denn auch

die Mitteilung einmütig mit Aeußerungen des Unwillens, obwohl auch sie nicht bestreiten, daß der anarchistische Poet ein Meister der Sprache und mit einer gewaltigen, an Dante gemahnenden Phantasie begabt ist. Aber auch alle übrigen Blätter, mit Ausnahme der ganz links stehenden, erklären die Wahl für einen unbegreiflichen Mißgriff.

IV.

Berlin, d .... 19 ..

Der Kaiser hat der Deutschen Akademie folgendes Handschreiben zugehen lassen: „Hiermit bestätige ich die vor vier Wochen erfolgte Wahl des Dichters M. zum Mitgliede der Deutschen Akademie. Der Umstand, daß in diesem Falle die Wahl zum erstenmal nur mit ganz geringer Majorität erfolgt ist, daß also offenbar im Schoße der Akademie selbst starke Bedenken gegen die Aufnahme des nun Gewählten lebendig gewesen sind, hat es mir zur Pflicht gemacht, auch dem Standpunkte der starken Minorität besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ich verkenne nicht, daß die Herren, die sich gegen die Aufnahme des Dichters eines staatsfeindlichen Werkes gewendet haben, gewichtige Gründe für diese Haltung anführen können, und ich achte diese Gründe, weil ich sie nicht als Ausfluß einer etwaigen politischen Gegnerschaft, sondern eines peinlichen Kulturgewissens ansehe. Insofern beruhen sie in dem Geiste, aus dem die Deutsche Akademie von mir gestiftet worden ist, und ich würde nicht Anstand nehmen, ihnen durch meine Entscheidung das Uebergewicht zu verleihen, wenn ich mich nicht durch eingehende Prüfung jenes Werkes davon überzeugt hätte, daß auch sein Geist kulturellen Zielen zugewandt ist, wobei er nur leider alle die Hemmungen außer acht läßt, die in der menschlichen Natur liegen. Mit wieviel Kunst, Größe, echter dichterischer Leidenschaft und Phantasie er diesen Geist ausspricht, empfindet jeder, der für Poesie überhaupt Gefühl hat. Das Epos „Die Vernichter“ gehört zu den stärksten poetischen Leistungen der Gegenwart und hat zum Ruhm der deutschen Dichtung auch unter den anderen Nationen viel beigetragen. Es kann weder übersehen noch beiseite gedrängt oder gar unterdrückt werden. In früheren Zeiten hat der Staat solcherlei versucht, aber nie zu seinem Heile. Geist ist nur durch Geist zu bekämpfen. Aber das ist wohl der Beruf der einzelnen Mitglieder der Akademie, kann aber nicht das Amt der Akademie selbst sein. Sonst wird sie aus einem freien Kunstinstitute zu einem Werkzeuge herrschender Meinungen. Ich glaube also, daß die Mehrheit vom ..... dieses Jahres nicht gegen den Sinn der Akademie gehandelt hat, indem sie mit ihrer Mitgliedschaft einen Mann beehrte, der ihr als Dichter zweifellos zur Zierde gereicht, und dessen Gesinnungen nicht sie zu bekämpfen hat, sondern der gesunde Geist des Volkes selbst. Es gibt keinen stärkeren Beweis für die Entschiedenheit, mit der sich das deutsche Volk den unfruchtbar verstiegenen Tendenzen des Anarchismus widersetzt, als den Umstand, daß selbst ihre prachtvollste Glorifizierung durch einen der machtvollsten Poeten der Gegenwart es offenbar nicht vermocht hat, ihr Anhänger in ansehnlicher Menge zuzuführen. Das Epos „Die Vernichter“ gehört zu den gelesensten Büchern unserer Zeit; es ist in mehr als 500 000 Exemplaren verbreitet. Aber der Staat, der dies zugelassen hat, erfreut sich in höherem Grade als je einer durch keinerlei Exaltationen gestörten Existenz. Das völlig mündig und auch ästhetisch reif gewordene deutsche Volk hat einen Zustand kultureller Sicherheit erreicht, der es ihm möglich macht, das Schöne in den Phantasien eines anarchistischen Ideologen zu genießen, ohne sie kritiklos als Wahrheiten aufzunehmen. Einem

solchen Volke gegenüber durfte es die Deutsche Akademie mit gutem Fuge wagen, einen anarchistischen Dichter in ihre Mitte aufzunehmen, ohne die verkehrte Auslegung befürchten zu müssen, es seien damit Tendenzen sanktioniert, die den Staatsgedanken und somit die Grundlage eines in Freiheit und Harmonie blühenden Gemeinwesens bekämpfen."

V.

Paris, d . . . 19 . .

(Aus einem Berliner Brief.) . . . . Man sollte es sich bei uns wirklich abgewöhnen, daran zu zweifeln, daß das gegenwärtige Kulturregime in Deutschland mehr ist als Allüre und vorübergehende Oberströmung. Das ganze deutsche Volk steht hinter dem Kaiser. Die sozialdemokratische Partei ist nur noch ein Torso und kann sich auch als solcher nur erhalten, indem sie den revolutionären roten Mantel mehr und mehr abstreift und sich lediglich darauf beschränkt, ihre genaue Kenntnis der Verhältnisse und Bedürfnisse des handarbeitenden Volkes, das keine Ursache mehr hat, Utopien nachzuträumen, in die Wagschale der gesetzgebenden Körperschaft zu werfen. Der deutsche Arbeiter ist durch die Logik der Tatsachen davon überzeugt worden, daß das monarchische Staatswesen, in dem er lebt, nicht nur seinen materiellen Wünschen besser Rechnung trägt als irgend eine Republik, sondern auch allen höheren Anforderungen gerecht wird. Es gewährleistet ihm alle staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten, und es schützt ihn vor jeder Verletzung seiner Menschenwürde durch etwaige Elemente eines übel beratenen Unternehmertums. Vor allem aber, und das ist ein sehr wichtiger Umstand: Dieses Staatswesen hat unter dem Einflusse eines ästhetisch hochgebildeten Monarchen die Wichtigkeit der Kunst als Trösterin über die Unzulänglichkeiten des Lebens erkannt und dafür gesorgt, daß auch das werktätige Volk dieses Schönheitstrostes nicht entbehren muß. Es hat zuerst für Zeit gesorgt, indem es, alten sozialdemokratischen Forderungen vernünftig nachgebend, die Frage der Arbeitsstunden weise regelte; es hat ferner Sorge dafür getragen, daß die allgemeine Schulbildung nicht bloß dem Wissens-, sondern auch dem Schönheitstriebe entgegenkam und somit auch die Arbeiterklasse in höherem Grade ästhetisch genußfähig machte; und es hat schließlich Kunst direkt ins Volk getragen, indem es z. B. aus den Hoftheatern staatlich subventionierte Nationaltheater mit sehr niedrigen Eintrittspreisen hervorgehen ließ. Eine Reorganisation der Museen in ähnlichem Sinne ist im Werke, und auch die öffentliche Musikpflege schlägt gleiche Bahnen ein.

Alles dies ist nicht ohne Widerstand derer vor sich gegangen, die in all dem nichts erblickten als Demokratisierung, Gleichmacherei, Verflachung und ein schädliches Großziehen von kulturästhetischen Bedürfnissen, aus denen, nach der Meinung dieser zum Teil keineswegs plump rückständig gesinnten Leute, doch nur immer weitere Aspirationen und schließlich Unzufriedenheit mit einer Existenz hervorgehen könnte, die zum Teil mit niederer Arbeit ausgefüllt ist. Zumal der Rest der ehemals so einflußreichen Junkerpartei, mit dem Grafen P. an der Spitze, hat sich mit der ganzen Heftigkeit einer altpreußischen Adelsfronde widersetzt. Graf P., wegen einer exzessiven Rede im Reichstage „Zerschmetternich" genannt, hat sogar den Untergang Deutschlands prophezeit, da es schon jetzt nichts sei als eine sozialdemokratische Republik, deren Präsident sich nur eben Kaiser titulieren lasse. Aber er hat nicht einmal mehr die jüngere Generation seiner Standesgenossen hinter sich. Vielmehr folgt auch diese dem „Kultur-Kaiser" mit aufrichtiger Begeisterung. Und sie weiß

wohl, was sie tut. Denn sie weiß, daß bei alledem dieses neudeutsche Staatswesen fest auf monarchischer Grundlage beruht. Es ist auch nur in einem beschränkten Sinne ein demokratisches Kaisertum, denn es zielt durchaus auch auf Schaffung einer kräftigen politischen Oberschicht ab. Der intelligente Teil des Geburtsadels versteht seine Interessen sehr wohl, wenn er sich bemüht, den Anschluß an diese neue Aristokratie nicht zu versäumen . . . Uebrigens ist, darüber möge man sich keiner Täuschung hingeben, die Staatsgewalt, zumal in ihrer mächtigsten Verkörperung, dem Heere, durchaus intakt geblieben. Man hört den Säbel nur nicht mehr so rasseln. Dieses entschieden auf kulturelle Eroberungen ausgehende Deutschland, dieses Land des ästhetischen Fortschrittes, der umfassenden Bildungsfreiheit, des verfeinerten Genusses, ist deshalb nicht neuerdings zum Lande der Dachkammerphantasten geworden. Seine kulturelle Renaissance baut sich auf Erz und Arbeit auf. Man weiß hier ganz genau, daß nur der Mächtige und Reiche Kulturgüter gewinnen und erhalten kann. Dieser „Kultur-Kaiser" liebt und verehrt nicht bloß Goethe, sondern auch Bismarck. Er gehört nicht zu den Romantikern seiner Familie. Er ist Realist, wie Friedrich der Zweite. Als ihm aber einmal jemand schmeicheln wollte, indem er ihm sagte, er habe dessen Augen, antwortete er: „Genies kommen in einer Familie nicht zweimal vor." Es genügt ihm vollkommen, deutscher Kaiser zu sein und als solcher dafür zu sorgen, daß das Genie des deutschen Volkes sich frei und kühn entfalten kann.

Der Prinz von Homburg.

Friedrich der Zweite von Hessen-Homburg hatte, ehe er ins Heer Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, trat, schon manchen Sturm erlebt, das Leben von mehr als einer Seite gesehen, seinen Werth mehr als einmal schon auf der Schwertspitze gewogen. Den Fünfzehnjährigen hatte Turenne einst, im Lager der Wetterau, gefragt: „Mon Prince, haben Sie nicht Lust zum Krieg?" Und lebhaft hatte der junge Fritz bejaht. In Genf lernte er die Reitkunst „benebst andern Excercitien zu vollkömmlich Perfection", bereiste später Italien und Frankreich, ward, zurück, wie der große Brandenburger, als Zwanziger Mitglied des Palmenordens und, den Satzungen der Gesellschaft entsprechend, mit dem schönen Namen „der Klebrichte" und der Devise: „Hält an sich" belehnt. Ein Psychologe nur kann ihm Spruch und Namen verschafft haben, denn ein Leben hindurch hat er sich für den Beweis gemüht, daß er sie zu Rechten trage. Bald gings zu Karl Gustav, dem Pfälzer und gekrönten Schweden, und Friedrich war der erste ausländische Offizier der schwedischen Soldateska. Ehe er Stockholm verließ, wo er sich Karl dem Zehnten vorgestellt hatte, wäre er fast, nach einem Mahle im Hause des Grafen Koenigsmarck, einer Vergiftung erlegen. Seine kräftige Natur widerstand. Er kam nach Deutschland zurück, um sich ein Regiment Reiter zu werben; auf eigene Kosten und zum großen Verdruß Friedrich Wilhelms, der sich darüber beim Kaiser bitter, doch nutzlos beschwerte. Homburg führte seine Truppen durch Preußen (Polen zu), hatte unterwegs aber mit einer Meuterei zu kämpfen, deren Verlauf etwas an die Vorgänge in Kleists Werk gemahnt. Friedrich verlangte die Herausgabe der Rädelsführer und drohte, als die Erfüllung geweigert wurde, jeden zehnten Mann hängen zu lassen. „Darauf — erzählt Johannes Pocksen, „gewesener Kammerdiener, 29½ Jahr", der, Goethe zum Trotz, in seinem Herrn stets den Helden sah — resolvierte das Regiment und gaben vier Reuter heraus, so die bösten vom ganzen Regiment waren; wie sie nun henken sollten, that das Regiment einen Fußfall, baten sehr, daß Seine Hoch-

fürstliche Durchlaucht möcht pardonnieren, wie Sie denn auch hernach haben pardonniert." Vor Kopenhagen verlor Friedrich, am 19. Januar 1659, durch eine Kanonenkugel das rechte Bein. „Ihro Durchlaucht wurden, meldet der getreue Pocksen, von einem sechspfündigen Stück geschossen und ihr Schenkel war abgeschossen; er hing aber noch an der großen Sehne; ließen sich ein Messer geben, schnitten den Schenkel selber ab und hatten sich so sehr verblutet, daß auch ein Arjedant gerennet kam und brachte ein Glas Schlagwasser, Sie damit anzustreichen; nehmen Sie dem Arjedant das Glas aus der Hand und trunken es aus, darauf wurden sie wieder ganz frisch." Mit der Soldatenherrlichkeit aber wars vorläufig nun vorbei. Homburg fuhr nach Hause, mit der Zusicherung einer lebenslänglichen Rente von zweitausend Reichsthalern in der Tasche. Karl der Zehnte starb bald darauf, und Hedwig Eleonore, die für den vierjährigen Sohn die Regentschaft führte, entzog dem erst achtundzwanzigjährigen Landgrafen „mit dem silbernen Bein" bald Portepée und Rente.

Inzwischen hatte Homburg sich die erste seiner drei Frauen geholt; Margarethe Brahe, Gräfin zu Wisingborg, die „den Jahren nach seine Großmutter sein könnte", wie es in einer gegen die „untrewe Grävin" erschienenen Schmähschrift hieß. 1661. Doch sie brachte viel Geld, fiel ihm nicht allzu lange lästig, und 1670 schon führte Friedrich (der das Jahrzehnt fast nur dem Ausbau seiner Besitzungen gewidmet hatte; Fontane hat seine praktische Natur gut geschildert) Luise Elisabeth von Kurland, Friedrich Wilhelms vierundzwanzigjährige Schwestertochter, ins verwaiste Nest. Die Ehe war glücklich und gesegnet. Zwölf Kinder schenkte ihm die „Engelsdicke", die „allerliebste Frawe", der er aus Fer-Berlin die Siegesbotschaft meldet und von seinen Feldzügen Briefe schickt, die von Percy, dem Heißsporn, stammen könnten.

Heinrich von Kleist hat sich an die Geschichte nicht gehalten. Kaum ein Zug in seinem Prinzen findet sich wieder im Original. Und auch die Vorgänge in der Schlacht bei Fehrbellin sehen im Bild der geschichtlichen Ueberlieferung anders aus als in des Dichters Wirklichkeit; beträchtlich anders. Kurz vor der Schlacht noch war die Mitwirkung Friedrichs, der sich gekränkt fühlte und sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, am Feldzug des Kurfürsten zweifelhaft, und der alte Canitz schrieb sich die Finger wund, um den Homburger zur Teilnahme zu bewegen. „Es kann eine wackere occasion, die nicht ausbleiben kann, E. D. hohe Reputation noch vermehren. Und ich wollte noch beilegen zum Uebergewichte E. D. hohe Inklination mit Dero zu jeder Zeit mit höchsten Ehren geführten Degen Dero ohnedies erworbene renomée vollends unsterblich zu machen. Es dünket mich, Dero treuen Diener, unmöglich zu sein, daß E. D. Herze überwinden könnte, bei itziger occasion vor diesem redlichen und so nahe verwandten Kurfürsten und Schwager den Degen in die Scheide zu stecken. Es wird E. D. gewiß gereuen und E. D. würden ohne Bewegung nicht Abscheid nehmen können." Am 30. Mai 1675! Friedrich will noch immer nicht und antwortet mit leidenschaftlichen Beschwerden, spricht von der „ungewöhnlichen, gegen mich bezeugten froideur", und schließt: „Mon très cher ami, mon mal est sans remède." „Hält an sich!" Am 4. Juni noch, vierzehn Tage vor dem Treffen, kam von Canitz noch einmal dringende, fast drohende Mahnung, und jetzt erst bequemte sich der Klebrichte zur Reise ins Hauptquartier. Die Rolle, die er in den nächsten Tagen dann gespielt, ist freilich rühmlich; die von Friedrich dem Großen in Kurs gesetzte, von Kleist verewigte Legende wird ihm militärisch nicht gerecht, und wenn er in den Briefen an seine Frau, die „allerliebste Dicke", seine Thätigkeit rühmt, so hat er Recht. „Es ging sehr hart zu, dann wir gegen die Piken continu fechten mußten; Gott hat mir doch allemal wieder draus geholfen; und wären alle unsre Stücke und der Feldmarschall selbsten verloren gewesen, wenn ich nicht en personne sekundiret hätte." Der Conflikt zwischen ihm und dem Großen Kurfürsten, wie ihn Friedrich der Große erzählt,

hat keine historischen Unterlagen, und Pufendorf beurteilt, wie Jungfer mit Fug bemerkt, in seiner auf den schwedischen Akten beruhenden Schilderung die Vorgänge wesentlich richtiger. Der von Kleist entwickelte Schlachtenplan hat nie existiert, so wenig, wie die beiden von Homburg verscherzten Siege am Rhein. „Si je vous jugeais selon la rigueur des lois militaires, vous auriez mérité de perdre de la vie; mais à Dieu ne plaise que je ternisse l'éclat d'un jour aussi heureux, en répandant le sang d'un prince, qui a été un des principaux instruments de ma victoire." So läßt der alte Fritz seinen Vorgänger reden und wahrt dabei, wie Kleist, den Geist jener Zeit. „Wenn Einer (sagt, im politisch-theologischen Traktat, Spinoza) nicht auf seinem Posten bleibt, sondern ohne Vorwissen des Feldherrn den Feind angreift, wird er, selbst wenn er wohl überlegt, aber eben nur auf eigene Faust, es unternommen und den Feind geschlagen hat, dennoch mit Recht zum Tode verurtheilt, weil er seinen Eid und das Recht des Feldherrn verletzt hat."

... Heinrich von Kleist hat sich an die Geschichte nicht gehalten, hat freier noch mit ihr geschaltet, als Goethe im Götz. Und that gut daran. Nie wäre uns dies herrliche Drama deutscher Historie geworden, hätte er sein Wollen in die Schnürbrust nüchterner Ueberlieferung gezwängt. Wie Natalie fordernd vom Lande Friedrich Wilhelms, kann der Betrachter bewundernd von diesem Werke sprechen:

„Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,
Jedoch die lieblichen Gefühle auch."

An der keuschen Schönheit dieser Welt zerschellt jedes Bedenken. Mag immerhin der Einzelne sich an Einzelnem stoßen, mag man, wie Hegel, Hebbel und Fontane, den Traummantel lieber missen, oder, wie Treitschke, die Nothwendigkeit der Erniederungsscene im Gemach der Kurfürstin verkennen: der Werth des Ganzen wird davon nie berührt. Mächtig bricht eines Dichters Sehnen durchs starre Gefüge der Lettern, spricht durch jede Zeile zu unserm Willen. Und die Pedantenfrage nach der historischen Wahrheit hätte dem umdüsterten Promethiden sicher ein paar heitere Stunden gebracht. Mit dem Klebrichten hat Kleists Prinz nichts gemein. Manchen Zug aber mit dem jungen Piccolomini. Und erstaunlich viel mit dem vergötterten Louis Ferdinand, der bei Saalfeld sein junges Leben ließ. „Der war", sagt Clausewitz in einer wundervollen Silhouette von ihm, „der preußische Alcibiades. Die etwas wüsten Sitten hatten den Kopf nie zur Reife kommen lassen. Gleichsam als wäre er der erstgeborene Sohn des Mars, besaß er einen unermeßlichen Reichthum an Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit. Sein Muth war keine brutale Gleichgültigkeit gegen das Leben, sondern ein wahres Bedürfnis nach Größe, ein wirklicher Heroismus. Er liebte das Leben und genoß es nur zu sehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfnis und seine Jugendgespielin. Das überwiegende Gefühl des Muthes gab ihm dabei eine falsche Sicherheit. So kam es denn, daß er auch über den Krieg wie über andere Dinge keine klaren Vorstellungen hatte, daß die Art, wie er jetzt geführt werden müsse, ihm fremd geblieben war, und daß er die Wirkungen seines Muthes zu hoch anschlug. Er erlag der eisernen Notwendigkeit, weil er nicht mit dem Verstande, sondern bloß mit dem Herzen hatte widerstehen wollen .... Jung, schön, General, Prinz, Neffe Friedrichs des Großen, ausgezeichnet durch verwegenen Muth in Gefahren und durch Uebermuth in den Lebensgenüssen, mußte er bald der Abgott der Soldaten und der Offiziere werden". Kleist, der Freund Rühles und Pfuels, hat ihn gekannt ....

Im Deutschen Theater wurde neulich „Prinz Friedrich von Homburg", dies schönste Lied, das je der Mark erklang, gegeben. Deutsch war nichts, doch Alles Theater.

Karl Schnitzler.

Reformkatholizismus.

Von Carl Jentsch.

Im 15. und 16. Jahrhundert meinte man mit Kirchenreform die Erlösung der christlichen Völker von der finanziellen Ausbeutung durch die römische Kurie und die Besserung des Lasterlebens der Welt- und Ordensgeistlichen, die es nirgends ärger trieben als am Sitze des Papsttums. Diese Reform hat gegen das heftige Widerstreben der Hierarchie der Gang der Weltgeschichte vollendet. Zwar hat es seit Peter Damian und Bernhard von Clairvaux niemals an „Heiligen" gefehlt, die beide Uebel bekämpften, doch diese bekehrten immer nur einzelne gute Seelen, die eigentlich der Bekehrung nicht bedurften; das Gros der Geistlichkeit blieb, was — übermächtige privilegierte Stände immer und überall sind. Die eisernen Besen der Reformation und der Revolution waren nötig, Ordnung zu schaffen. Mit der Losreißung der nördlichen Länder von Rom hörte für diesen Teil der Christenheit die Tributpflicht von selbst auf; die katholischen Fürsten in der Zeit des Absolutismus aber, die vor allem auf Mehrung ihrer Einkünfte bedacht waren, nahmen wenig Rücksicht auf den ohnmächtig gewordenen Papst, erwehrten sich seiner Ansprüche und befreiten später durch Säkularisationen und Klosteraufhebungen ihre Staaten auch vom inländischen geistlichen Schmarotzertum. Die Reinigung der Sitten sodann haben in der reformierten Welt die calvinischen Gemeinden, in der lutherischen die Fürsten mit ihrem Polizeiregiment durchgeführt. Wollte die römische Kirche nicht allen Kredit und den Anspruch auf den christlichen Namen einbüßen, so mußte sie nachfolgen. Mit Hilfe der Jesuiten und der vom Kaiser erzwungenen tridentinischen Reformvorschriften haben einige katholische Fürsten ihren verlotterten Klerus und ihr zügelloses Volk diszipliniert. Da die Konfessionen einander haßerfüllt und eifersüchtig überwachten, und jede Verfehlung der einen von der andern dem Erdkreise denunziert wurde, war jede von ihnen genötigt, sich zusammenzunehmen. Nach der Revolution endlich hat der Weltverkehr mit dem Pantalon und dem Frack die korrekte Sitte unserm ganzen Kulturkreise aufgezwungen, und die öffentliche Meinung gibt durch ihre Organe: Presse und Parlament, jeden Verstoß gegen die herrschende Sitte der — größtenteils heuchlerischen — Entrüstung des Publikums preis. Ein Klerus, wie ihn (zuverlässigen Quellen nach zu urteilen nur wenig übertreibend) Boccaccio schildert (wie beneiden die Leute, die am heftigsten auf sittenlose Pfaffen schelten, diese boccacciesken Mönche um ihr freies Leben und Lieben!), ist heute in unserm ganzen Kulturkreise (zu dem Rußland und Südamerika noch gar nicht, Spanien und Portugal nur halb gehören) unmöglich. In Deutschland ist jetzt der katholische Klerus ein so acht- und ehrbarer Stand wie der der Richter, der Lehrer, der Verwaltungsbeamten. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß alle seine Mitglieder keusch leben. Die einen mühen sich zeitlebens in — nicht immer erfolgreichen — heroischen Anstrengungen, der unbedachtsamerweise übernommenen unnatürlichen Verpflichtung zu genügen (große Arbeitslast, die aus der Größe der Gemeinden, aus den freiwillig übernommenen politischen und sozialen Aufgaben erwächst, erleichtert heute den Kampf), die meisten schließen beizeiten einen Kompromiß mit ihrem Gewissen. Doch was verborgen bleibt, geht das Publikum nichts an, und der Vernünftige macht für die vorkommenden Menschlichkeiten nicht den einzelnen schwach Gewordenen, sondern das

Institut verantwortlich. In den slavischen Gegenden, in Italien, ist der Klerus noch nicht so ängstlich darauf bedacht, den Schein zu wahren. Daß zu dem, was wirklich passiert, noch viel hinzugelogen wird, versteht sich von selbst, und bei dem Haß gegen die Kirche, der in den katholischen Ländern die Antiklerikalen beseelt, darf man unsern Zentrumsblättern wohl glauben, daß dort die Verleumdung des Klerus förmlich organisiert ist; aber so unerfahren sind wir natürlich nicht, zu meinen, die Pfaffen- und Klostergeschichten seien ganz unsubstantiiert.

Kurzum: diese Reform ist vollbracht. Die heutigen katholischen Reformer wollen etwas ganz anderes: die Theorie und Praxis ihrer Kirche der wissenschaftlichen Erkenntnis und den Herzensbedürfnissen des heutigen Geschlechts anpassen. Ihre Schwäche besteht darin, daß dieses „heutige Geschlecht" weit entfernt davon ist, die gesamte Volksmasse zu umfassen. Es begreift nur eine Elite in sich, die sich einbildet, die ganze moderne Welt zu sein, weil sie allein schreibt und das Geschriebene liest. Die Massen sind heute nicht viel anders gesinnt als zur Zeit Christi. Die christliche Religion sollte Weltreligion werden; nicht in dem Sinne, daß alle Menschen wahre Christen, sondern nur so, daß alle vom Geiste Christi beeinflußt würden. Die christliche Religion mußte darum die äußerlich herrschende werden, und das konnte sie nur, wenn sie sich dem Erkenntnisstandpunkt und den Bedürfnissen der Massen anbequemte. Was die Massen brauchten, das waren Mittler zwischen ihnen und der, wie es schien, immer zürnenden Gottheit, die diese mit kräftigen Zauberformeln und Riten versöhnten, irdische Güter und die ewige Seligkeit sicherten, vor zeitlichen und ewigen Uebeln bewahrten. So erwuchs aus den Gemeinden Jesu, dessen reine, einfache, kultlose Religion den Massen unfaßbar war, die Sakramentenkirche, die der Hauptsache nach das von Jesu verurteilte jüdische Zeremoniell und das heidnische Zauberwesen wiederherstellte, und beides ist den Massen teuer geblieben bis auf den heutigen Tag.

Doch ist die Kirche nie ganz und gar in groben Pharisäismus und theurgischen Götzenkult versunken, sondern sie hat beides nur in Verbindung mit echt christlichen Geistesgütern gehegt und ausgebildet, und darum ist eine Reform im Sinne der katholischen Reformer so unendlich schwer, weil jeder Versuch, das Unchristliche auszumerzen, auch das damit verflochtene Christliche zu gefährden scheint. Besonders weil die Kirche noch einem zweiten Bedürfnis Zugeständnisse machen mußte: dem der Grübler, das Unwißbare zu wissen. Das hat zur Ausbildung einer christlichen Metaphysik geführt, in welche von geistvollen Theologen die theoretische Begründung der Bräuche eingegliedert worden ist, so daß sich nun die Katholiken eines wohlgefügten, durch Konsequenz, Durchsichtigkeit und Geschlossenheit sowohl die logischen wie die ästhetischen Ansprüche befriedigenden Systems der Populärphilosophie erfreuen. Die Unhaltbarkeit der Prämissen zu erkennen, aus denen es herausgesponnen ist, dazu gehört ein besonderes kirchengeschichtliches Studium, und das System im ganzen unannehmbar zu finden, dazu gehören historischer Sinn, tiefes Nachdenken und feines Empfinden. Auch ist das „unannehmbar" nur relativ zu verstehen. Und hier haben wir nun eben die schwer lösbare Verflechtung zu beachten. Werden die Dogmen der Kirche wörtlich, ihr Kult, ihre Sakramente und Sakramentalien als wirkungskräftige Heilsmittel verstanden, so sind sie unannehmbar für die moderne Vernunft. Als Gleichnisse dagegen haben jene, als Sym-

bole, Erziehungs- und Erbauungsmittel diese einen hohen Wert. Und überhaupt: mit dem Wust offenbar falscher Meinungen, abergläubischer und sonst bedenklicher Bräuche werden dem Katholiken durch seine Kirche eine Menge Güter von unschätzbarem Kulturwert vermittelt: die ewig wahren Gedanken des Evangeliums und vieler Geisteshelden, die, im Geiste des Evangeliums lebend, im Laufe der christlichen Jahrhunderte den Schatz erbaulicher, nützlicher, tröstlicher Vorstellungen gemehrt haben; das Recht auf die Benutzung eines schönen, oft großartigen Gotteshauses, das der Arme als sein Sonntagsheim leidenschaftlich liebt; ein die Sinne wie das Herz befriedigender Gottesdienst; süße und erhabene Melodien und Harmonien, von denen schon manche einzelne mächtig genug ist, den einmal davon Ergriffenen zeitlebens an die Kirche zu fesseln; unzählige Anregungen und Antriebe zum Guten, namentlich zur Uebung der Charitas, und großartige charitative Veranstaltungen; endlich die Pfarrseelsorge, die überall, wo sie tüchtige und gewissenhafte Männer zu Organen hat, als eine Wohltat empfunden wird. Dieses und manches andern der aufgezählten Güter erfreuen sich ja auch die evangelischen Christen. Aber die deutschen Katholiken sehen, daß die Mehrzahl der Evangelischen unkirchlich geworden ist, und sie schließen daraus, daß ihre eigenen Geistlichen recht haben mit der Behauptung: der Kirchenglaube ist ein unteilbares Ganzes, aus dem man nicht mißfällige Stücke nach Belieben-aussondern kann; bricht man aus dem kunstvollen Bau der Kirchenlehre auch nur einen Stein heraus, so stürzt jener ein; wer die katholische Kirche verläßt, der verliert, vielleicht nicht sofort, aber mit der Zeit, das Christentum. Daß in den romanischen Ländern noch weit größere Massen unkirchlich geworden sind als in den protestantischen Gegenden Deutschlands, daß dagegen in den angelsächsischen Ländern die Bevölkerung, wenn auch in viele Sekten gespalten, doch im ganzen gläubig geblieben ist, diese Tatsache fängt erst jetzt, nach der französischen Katastrophe, das Nachdenken der deutschen Katholiken zu beschäftigen an. Nur in den vorwiegend protestantischen Ländern ist fast jeder Katholik ein wirklicher Katholik, in den katholischen Ländern sind die wirklichen Katholiken eine ohnmächtige Minderheit.

Die dem modernen Geschmack nicht zusagenden und die der heutigen Erkenntnis widersprechenden Dinge im Katholizismus, wie die Spezialheiligen für verschiedene Gebrechen und Nöte, die bekleideten Puppen in der Kirche, die Wundergeschichten, die Ablässe, die Reliquien sind es gerade, an denen das Herz des Bauern hängt; der gebildete Katholik aber läßt sie sich gefallen, weil er fürchtet, Reformbestrebungen möchten den Bau der Kirche zertrümmern und ihm jene wahren Güter rauben. Besonders eines macht ihm Sorge. Die römische Kirche hat dem philosophischen Materialismus, dem krassen Diesseitigkeitsglauben niemals das geringste Zugeständnis eingeräumt, den Glauben an den persönlichen Gott, an das Fortleben der Menschenseele nach dem Tode und die jenseitige Vergeltung unerschüttert festgehalten. Diese drei Ideen hat das Christentum nicht erst in die Welt gebracht, aber es hat sie, die eben nur philosophische Ideen waren, zur felsenfesten Ueberzeugung der Massen erhoben. Diese Ideen stecken dem Menschen ein klares Ziel, nach dem er seinen irdischen Wandel ordnen kann, und das ihn sowohl vor Verzweiflung wie vor Hybris und Zügellosigkeit schützt; weit entfernt davon, den Menschen fürs Diesseits untüchtig zu machen, macht ihn der vernünftige Jenseitsglaube gerade tüchtig. Darum wünschen die gläubigen Katholiken auf das lebhafteste,

daß dieser Glaube ihren Kindern erhalten bleibe, und sie fürchten, er möchte ihnen verloren gehen, wenn sie nicht mehr den ganzen Katechismus glauben. Die Tatsache, wie gesagt, daß er den Bewohnern der katholischen Länder in weit größerem Umfange verloren gegangen ist als den protestantischen Angelsachsen, drängt sich ihnen erst jetzt auf. Die Jesuitenpartei, deren Stärke ja überhaupt in der starren Systematik und in der logischen Konsequenzmacherei liegt, bietet natürlich alles auf, die Katholiken in dem Glauben an die Unteilbarkeit des katholischen Dogmensystems zu erhalten; teils wird sie dabei von ihrer aufrichtigen bigotten Ueberzeugung geleitet, teils mehr oder weniger unbewußt vom hierarchischen Interesse, dem grade die anstößigsten Dogmen und der Volksaberglaube als die festesten Stützen des Papalsystems und der priesterlichen Gewalt über die Gemüter unentbehrlich sind.

So pflegen denn seit der Reformation alle Versuche erleuchteter und wohlmeinender Katholiken, ihre Kirche von Auswüchsen, wie sie es nennen, zu reinigen, nach folgendem Schema zu verlaufen. Dem ersten Worte der Kritik, das sie aussprechen, jubeln alle nichtkatholischen Preßstimmen zu (die die Sache gar nichts angeht); die Zionswächter erklären die Kritik und den Reformvorschlag für Rebellion gegen die Kirche, und das Volk sagt sich schon selbst, ehe es ihm seine ultramontanen Berater gesagt haben: dieser Mann, dem die „Protestanten, Juden und Freimaurer" beistimmen, ist sicherlich ein Feind der Kirche. Der Reformer sieht sich darum bald vor die Wahl gestellt, ob er sich löblich unterwerfen oder die Kirche verlassen will. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts wurden von dem stürmischen Beifall der über die kirchliche Mißwirtschaft wütenden Bevölkerung getragen. Dem heutigen Reformer stellen sich die Mißbilligung und der Argwohn des mit seiner Kirche ganz zufriednen Volkes als unüberwindlicher Wall entgegen.

Und das schlimmste: die Reformer selbst sind sich über das, was sie eigentlich wollen, nicht klar. Sie wollen orthodox bleiben, aber mit dem Orthodoxismus lassen sich Reformbestrebungen nicht vereinigen. Die „Mißbräuche", die der Reformer beklagt, sind keineswegs Auswüchse, wie er meint, sondern sie gehen mit Notwendigkeit aus zwei Grunddogmen der Orthodoxie hervor, von denen das eine den Tatsachen der Geschichte, das andre dem modernen Empfinden und der Vernunft widerspricht. Dieses, das Höllendogma, haben alle drei Orthodoxien gemeinsam. Wer an ein Leben nach dem Tode glaubt, der glaubt natürlich auch an das Walten der Gerechtigkeit Gottes im Jenseits, also an jenseitige Belohnungen und Strafen. In dem Zeitalter, wo dem Moloch Kinder verbrannt wurden, und in dem darauf folgenden, wo man im Zirkus zur Ergötzung des Pöbels Menschen schlachtete und wo die Neronen rasten, mußte wohl die verdorbene Phantasie die jenseitige Strafjustiz mit allen Greueln der irdischen Gegenwart ausstatten; und wenn ein frommer christlicher Kaiser, Theodosius, seiner beleidigten Majestät in Thessalonich 7000 Menschen opferte, wenn, wie man aus Predigten des Chrysostomus erfährt, die Bewohner Antiochiens wegen Beschimpfung der Bildsäulen des Arkadius und Honorius eine ähnliche Strafe zu erwarten hatten, so darf man sich nicht wundern, daß die verschrobenen Theologenhirne folgerten: da Gottes Majestät unendlich hoch über der des Kaisers steht, so gebührt ihren Beleidigern, und solche sind alle Sünder, unendliche, d. i. ewige Strafe. Seine vollendete Ausbildung empfing das Höllendogma in der Zeit, da die Menschen, deren Phantasie sich beständig mit dem

Teufel beschäftigte, selbst Teufel geworden waren, als Landsknechte im Kriege, als Obrigkeiten unter dem Vorwande der Strafjustiz ihre Mitmenschen mit mehr und ärgern Martern peinigten, als Dantes Dichterkraft zu erfinden vermocht hatte. Dieser grausame Fanatismus des 16. und 17. Jahrhunderts war eine Doktor Eisenbart-Kur, welche die Vorsehung der in Liederlichkeit versunkenen spätmittelalterlichen Christenheit verordnete, aber vom Christentum und von der Vernunft, die beide zusammengehören, war er das grade Gegenteil. Man schwankt, welchem von beiden man die Palme der Unvernunft reichen soll: Calvin, der die ungeheure Mehrheit der Menschen von Ewigkeit — zur Verherrlichung der Gerechtigkeit Gottes — für die ewige Höllenpein und für die diese rechtfertigenden Laster und Verbrechen prädestiniert sein läßt, oder dem katholischen System. Diesem nach hat ein dummer Teufel Gottes Schöpfung verdorben, die dann durch die Erlösung nur ganz kümmerlich wieder zurechtgerückt wird. Denn der ewigen Verdammnis verfallen bleiben alle die Milliarden der Ungetauften, die getauften Ketzer und die unbußfertig oder ohne priesterliche Absolution sterbenden Katholiken. Daß und wie ein kleiner Bruchteil der Menschheit gerettet wird, setzt der Unvernunft die Krone auf. In der Theorie freilich spricht die Kirche sogar den Ketzern die Seligkeit nicht ab, beileibe nicht! Wenn diese bona fide ihrem Irrglauben ergeben sind, und wenn sie vor ihrem Tode eine „vollkommene" Reue über ihre Sünden „erwecken", so können sie gerettet werden. Da aber diese ethische Leistung, die der Katechismus ausführlich beschreibt, ungeheuer schwierig ist, so verliert diese Milderung des grausamen Dogmas bei näherer Betrachtung jeden praktischen Wert. Und was jenen winzigen Bruchteil der Menschheit vor dem ewigen Feuer bewahrt, das sind beim Lichte besehen und im Grunde genommen — zwei von den Priestern geübte, mit magischer Wirkungskraft ausgestattete Zeremonien: die Taufe und die Absolution. (Schluß folgt.)

Praktische Entwickelungslehre. Von Wilhelm Bölsche.

Die stachellose Opuntie.

Die Namen der ersten Menschen, die herum experimentiert haben: ob man nicht eine lebendige Pflanze zum Zweck sich „veredeln", sich zurechtschlagen könne, eben wie ein Stück Feuerstein zum Messer geschlagen wird, sind uns nicht überliefert als die von klügelnden „Entwicklungstheoretikern". Sie sind uns überhaupt nicht überliefert als Namen; sondern wir ahnen ihre Träger nur als fortlebend in ganz bestimmten Leistungen, die nach dieser Seite schon aus dem Urblau der Kulturgeschichte auftauchen; in Pferderassen und Ochsenrassen, in gefüllten Rosen und der zum Pfirsich veredelten Mandel, oder der süßen Birne am Zweig der alten zähen Holzbirne. Die das vollbracht, hatten zuerst einen großen Bann praktisch gebrochen. Der Stein ließ sich zum Werkzeug verbessern. Irgendwie ließ sich auch das lebendige Wesen wirklich noch umgestalten, verfeinern für unseren Zweck. Leute vom Schlage des trefflichen Sauhirts bei Homer oder noch rohere Viehtreiber, wie sie dort der Zyklop vertritt, sind diese ersten Experimentatoren von Erfolg gewesen, nicht Philosophen, die auf das Welträtsel gingen. Sie nahmen noch keinerlei Stellung zu den Fragen, die unsere Wasmanns und

echten Darwinisten etwa trennen. Ihre Weltanschauung war höchstwahrscheinlich ein allgemeiner Dämonenglaube, der überall, in jedem Blitzschlag und jedem unerforschten Ton im Walde, noch den unmittelbaren Ausdruck und Eingriff von spukhaften menschenähnlichen Persönlichkeiten sah, also eher auf der extremsten Linie noch entfernt von modernen freien Naturauffassungen stand. Theoretisch war für sie ganz und gar kein Grund dafür vorhanden, daß Tiere und Pflanzen sich lebendig umschmelzen ließen in bequemere, brauchbarere für den Menschenwunsch. Es konnte genau so gut anders sein. Pflanze und Tier konnten ebensogut bloß individuell verwandelbar sein im Sinne eines Verletzens, eines Tötens. Aber jene urältesten Tier- und Pflanzenzüchter erfuhren eben einfach, daß es anders, daß eine Aenderung möglich sei.

Unter ihren zunächst jedenfalls ganz roh tastenden Händen entstand der Anfang eines ganz neuen Naturreichs auf der Erde: Tier- und Pflanzenformen, gemodelt vom Menschen für den Menschenzweck. Daß aber etwas derart entstehen konnte, mit den Jahrtausenden immer wunderbarer, immer erfolgreicher entstehen konnte, dazu war die absolut notwendige Voraussetzung, daß überhaupt der Tier- und Pflanzenorganismus irgend eine modelbare Seite, einen Anhalt zu zweckentsprechender Umformungsmöglichkeit besaß, — daß er veränderlich war. Tiere und Pflanzen ließen sich erziehen. Jedes Erziehen setzt aber irgend eine Aenderungsmöglichkeit voraus, wenn es glücken soll. Von jenen alten Experimenten zur Entwicklung von Kulturtieren, Kulturpflanzen wissen wir aber gerade und sogar wesentlich nur, daß sie geglückt sind. Wir sehen fortlebend ihre praktischen Erfolge. Wenn diese ältesten unbekannten Rosen- und Rindviehzüchter nicht hexen konnten, so müssen sie auf Aenderungsmöglichkeiten gestoßen sein, die sie ausnutzen konnten.

Diese „praktische Entwickelungslehre“ (sie wurde natürlich auch möglichst früh schon eine „Lehre“ im echten ursprünglichen Sinn eines weiter gegebenen praktischen Handwerks!) ist aber nun nicht etwa ein verschollenes Zunftgeheimnis der Urzeit geblieben, sondern sie wirkt und schafft in ganzer Kraft bis heute bei uns fort; ja sie schafft von Tag zu Tag intensiver, je schneller eben überhaupt unsere Erderoberung, in der sie ja nur ein großes positives Stück ist, weitergreift. In ihrer enormen ständigen Weiterarbeit mit den enormsten praktischen Erfolgen verhält sie sich zu allen Theorien über historische Lebensentwicklungen jenseits des Menschen genau wie unsere elektrischen Großstadtbetriebe sich etwa zur Atomtheorie in der Physik verhalten. Speziell die Darwinsche Fassung jener geschichtlichen Entwicklungstheorie, die Wasmann so befehdete, mit ihrer Selektionstheorie usw., ist (bei all ihrer Weltanschauungs-Tragweite) faktisch doch nur ein gelegentlicher Seitensproß, ein Ableger jenes ungeheuren lebensstrotzenden Baumes der aktuellen Entwicklungspraxis, — allerdings einer, der sich so eng an die dort errungenen Handwerksformeln bewußt anschloß, daß er gerade deswegen nicht mehr ganz unabhängig abgefertigt werden kann. Ein Prinzip wie die Selektion beispielsweise läßt sich auch geschichtstheoretisch nicht gemütlich wieder vom Katheder aus zum alten Eisen werfen, solange mit ihm (und wachsend sogar) in irgend einer Weise jedenfalls praktisch Millionen verdient werden. Das letztere geschieht aber.

Es ist wirklich nichts lustiger, als sich erzählen zu lassen, daß die Veränderlichkeit der Tier- und Pflanzenformen nach irgend einer Richtung hin auf der Erde ein kniffe-

liges Historikerproblem sei, voll unbewiesener Hypothesen, im ganzen heute noch mit nichts ganz sicher beweisbar, ja beinah der Grenze des resignierten ewigen „Ignorabimus“ nahe, ein rechtes echtes Zeugnis des Schwankens und blinden Tappens all unserer menschlichen Meinungen, stets uns mahnend, daß wir lieber in gewissen Religionsdogmen sicherere Wahrheiten uns suchen sollten .... und dann einige praktische Ziffern damit zu vergleichen. Der kalifornische Züchter Luther Burbank, der die praktische Entwicklungslehre und Erderoberung für den Menschenzweck nach dieser positiv umgestaltenden, pflanzenerzieherischen Richtung mit den Mitteln und dem Stil des modernen Nordamerika betreibt, hat in neuerer Zeit eine neue Zuchtkartoffel in Umlauf gebracht, die nach ihm benannte Burbankkartoffel. Diese Burbankkartoffel hat laut Bericht des U. S. Agricultural Department den Jahresertrag der amerikanischen Kartoffelernte um 17 Millionen Dollar gesteigert!

Es ist der gleiche Burbank, der eine Pflaume gezüchtet hat, die keinen Stein hat, eine Brombeere, die keine Dornen hat, und den bekannten, sonst furchtbar bewehrten Feigenkaktus (Opuntie) so, daß er stachelfrei ist. Die alte Rede, daß es sich auch hier nur um kleine Liebhaberscherzchen handle, die den eigentlichen denkenden Naturforscher bei seinen Studien über die großen biologischen Grundfragen nichts angingen und die er gar nicht zu wissen brauchte, wird angesichts solcher Erfolge wohl niemand mehr weiterreden wollen. Verweilen wir im Sinne des einfachen Eroberungsgehalts einen Moment bei der stachellosen Opuntie. Die Kaktusschöpfung, ursprünglich fast rein auf Amerika beschränkt und erst durch den Menschen selbst für die ganze Erde passend ausgenutzt, ist an sich eines der glänzendsten Beispiele einer gelungenen Schutzanpassung für ein bestimmtes Milieu, das zunächst die Pflanze selbst für sich eroberte. Der Kaktus bringt es fertig, in der fast wasserlosen, sonst für das ganze Leben grauenvollen Wüste ein höheres Pflanzendasein mit einer sogar in ihrer Art kraft- und saftstrotzenden Fülle der Entfaltung durchzuführen. Aeußerlich sieht er wie versteinert aus. Sein ganzes Leben steckt im Stengel, im Stamm. Dort aber führt es im Verborgenen ein um so üppigeres Dasein. Wer die (vom Menschen hier schon importierte) Opuntie im Sonnenbrand auf den nackten Geröllwüsten des inneren Sizilien einmal ihre phantastischen, selber steinhaft starren Arabesken hat bilden sehen, wahrt einen unvergeßlichen Eindruck pflanzlicher Anpassungsfähigkeit, — Anpassungsgenies möchte man geradezu sagen. Man möchte sich den Mond in seinen wasserlosen Mare-Ebenen von solchen Opuntien bevölkert denken. Nur die noch bedürfnislosere Flechte ist ihr noch über an ihrem Granitfels und die märchenhaft seltsame platte Welwitschia der afrikanischen Steppe. Aber diese Gewächse sind dürr wie ihr Terrain; der Kaktus quillt in seinem Innenversteck von Saft. Gerade dieser Saft bedeutete nun aber auf der Höhe seiner Wüsteneroberung auch eine Gefahr für ihn. Das höhere Tierleben suchte die gleiche Eroberung zu machen *durch* ihn. Pflanzenfressende Huftiere wollten sich bei Durchquerung der Oede an ihm sättigen, vor allem an seinem triefenden Stammfleisch, dem er fast sein ganzes Blattwerk geopfert, den brennenden Durst kühlen. In diesem Angriff schwer bedroht, reagierte der Kaktus durch Ausbildung seines furchtbaren Stachelkleides. Er zog einen Stachelzaun im eigentlichsten Sinne um seinen Leib. Ich kenne aus eigener Erfahrung nichts Scheußlicheres als einen Kampf mit Opuntien-Stacheln und -Brennborsten. Den großen Huftieren in Mexiko, die den Stachel-

draht ihrer Wüstenopuntien mit dem Huf zu zertrümmern suchen, kostet nicht selten ein einziger solcher Stachel das Leben. So hat sich der Kaktus gerettet.

Auf diesem Punkt war die Sache schon in grauen Tagen zum Stillstand gekommen. Wer will das Alter solcher Schutzanpassung feststellen! Vielleicht haben die Kaktusgewächse schon die pflanzenfressenden Saurier der Kreidezeit so abgewehrt, sicher wohl die durchwandernden Mastodonelefanten und einheimisch-amerikanischen Wildpferde der Diluvialzeit. Jetzt aber, vielleicht nach Jahrmillionen, kommt der Mensch. Die engen Verbreitungsgrenzen der Kakteen (nur eine einzige ihrer vielen Formen scheint ursprünglich dem tropischen Afrika anzugehören, alle andern sind neuweltlich) ist von ihm alsbald durchbrochen. Durch ihn wird die Opuntie (ebenso wie die sonst nicht verwandte lilienähnliche Agave americana) im Laufe der paar hundert Jahre seit Kolumbus so sehr Charakterpflanze der Mittelmeerländer, daß wir heute schon träumen, die Helden Homers müßten zwischen ihnen gewandelt, die Schafhürde des Zyklopen mit ihnen umgürtet gewesen sein. Anfangs ist dieses Mitwandern mit dem Menschen wahrscheinlich ein halb zufälliges, — wie der Sperling, die Ratte, das Kaninchen, die Nachtkerze und die Wasserpestpflanze mit ihm um die Erde gegangen sind. Aber bald zeigt sich bei dem fern verwildernden Gewächs hier etwas Bedeutsames. Wie es einst jene Tiere im Daseinskampf, im Raumkampf versuchten, so greift auch der Mensch immer wieder in die Wüste hinaus. Unglückliche Fügungen haben der späteren Kultur äußerst bequem gelegene Teile der alten Welt zur Steinöde umgeschaffen auch da, wo früher üppiger Wald war. Im Karstland an der Adria wie im Innern Siziliens ist der Wald zu Zeiten unvorsichtig abgeholzt worden und der Regen hat den Humus fortgewaschen. Solche Länder wieder aufzuforsten oder auch nur in viehnährende Matten umzuwandeln, wäre eine Aufgabe unfaßbarer Kapitalien, da erst das Erdreich wieder auf den entblößten Fels gebaut werden müßte. Der Kaktus aber erträgt diesen Felsboden als solchen, er grünt und saftet auf ihm in verschwenderischer Pracht. Und hier gerät er plötzlich in die Interessensphäre auch des Menschen. Die Opuntie liefert eine eßbare Frucht. Mehr aber als das. Sie würde Tiere ernähren können, eine wirkliche Weide geben können. Tiere jetzt, an deren Raumeroberung *auch* der Mensch ein Interesse hat, nicht beliebige belanglose, sondern Kulturtiere. Das, was die Pflanze abwehren wollte, wäre gerade jetzt Wunsch des Menschen. Aber indem er ihr ja gleichzeitig *seinen* Schutz verleiht, ihre Hegung und Ausbreitung in anderer Weise garantiert, bedroht dieser Wunsch nicht mehr wirklich ihre Existenz. Er bedeutet ihr nur noch einen Tribut, ein bestimmtes Dezimiertwerden (wie bei den Getreidearten unserer Kultur), das doch die Pflege und künstliche Aussaat für die Art tausendfach aufwiegt.

In diesem Moment ist aber der Stachelzaun, den die Opuntie einst um sich gezogen, doppelt erledigt. Er ist nicht mehr nötig zur Arterhaltung, gleichzeitig aber ist er in dem neuen Zweck nur ein Hindernis. Der Mensch bewährt also seine vollendete Aneignungskraft, indem er seinen Protegé im steinigen Wüstenland in kürzester Frist wieder veranlaßt, seine Stacheln *abzulegen*. Er *erzieht* ihn zur Stachellosigkeit. Fortan wird der Kaktus ihm eine Pionierpflanze sein, mit der er bisher unfruchtbares Terrain sieghaft erobert. Unfähig, wie Moses Wasser aus dem Fels durch einen Stockschlag zu zaubern, hat er eine vorhandene Naturchance doch so ausgenutzt, daß diese Wüste

vor ihm grünt von einer fruchtbaren Weide, die kein Stachelzaun der Nutzung entrückt. Wer kann sich der Meinung verschließen, daß hier eine Perspektive ohne Grenze sich auftut. Dem Freunde friedlicher Fortschritte erscheint das schöne Bild dabei einer Kultur, die nicht mehr roh vernichtet, nicht mehr bloß grob jätet, sondern die auch innerhalb des Lebens vorhandene Anlagen entwickelt, gegebene Kräfte dirigiert, das Lebendige als Lebendiges für einen größten Erdenzweck erhöht und feit. Der Tier- und Pflanzenfreund, der mit seiner Gemütsforderung sich ohnmächtig fühlt gegenüber ungeheuren Mächten auch hier der Realpolitik, ahnt, daß ein Schatten des Humanitätsgedankens, der alle Menschen zunächst als Einheit und absoluten Wert im ethischen Sinne faßte, sich dabei leise doch auch schon auszubreiten beginnt über alles Lebendige. Es scheint der Tag in der Rechnung aufzutauchen, da die gesamte Tier- und Pflanzenwelt der Erde auch in ein neues ethisches Verhältnis zu der Menschheit tritt, da sie ganz anders eng zu dieser Menschheit gehört. Sie wird sein Kind, sein Erziehungsresultat, sein Werk sein. Es werden sich da wunderbare Zusammenschlüsse endlich vollziehen, von denen heute der Blumenfreund in seinem stillen Gartenwinkel eine dunkle Gemütsahnung besitzt, diesen stillen Glauben des Ideals, der hier wie überall aus der Tiefe der Sehnsucht und des Innenlebens den Dingen vorauspulst, — den aber dereinst das helle Licht der Realpolitik erfüllen wird wie alle Ideale.

All das aber nur, weil eben das Lebendige sich nicht bloß töten, sondern wirklich auch erziehen läßt. Weil das in der realsten Praxis sich als richtig ergibt, was im Grunde doch der Kern auch aller historischen Entwicklungstheorie und die Grundlage aller hier wurzelnden Weltanschauung ist: daß nämlich die Tier- und Pflanzenformen veränderlich sind vor den Forderungen veränderten Zwecks.

Nichts aber ist fernerhin noch wieder amüsanter, als zu verfolgen, wie diese unhemmbare praktische Unterströmung der Dinge auch bereits bis in die verwickeltsten Details hinein sich an dem beteiligt (praktisch in einer Form beteiligt, die sich in Geldsummen, in Wirtschafts- und Industriewerten ausdrücken läßt), was oben in der Katheder debatte als der Ausbund erst der vagsten aller vagen Theorie erscheint. (Ein Schlußaufsatz folgt.)

Sexueller Idealismus.

Ein Beitrag zur sozialen Frage von Ernst von Wolzogen. (Schluß.)

Wer meinem Gedankengang bis hierher gefolgt ist und meine Meinung teilt, daß die Abkehr vom Willen der Natur nicht zu einer Veredlung der tierischen Instinkte, sondern im Gegenteil zu einer verhängnisvollen Beschränkung seelischer Entwicklungsmöglichkeiten geführt, die Erreichung eines persönlichen Glückszustandes gerade für die höher kultivierte Menschheit außerordentlich erschwert und obendrein noch die Kultur mit der Schande der Prostitution belastet habe, der wird nun mit der bangen Frage hervortreten: kann das anders werden, oder schließt das, was wir gewöhnt sind unter dem Begriff Kultur zusammenzufassen, eine Idealisierung des Trieblebens aus? Das letztere würde in der Tat der Fall sein, wenn man den Begriff Kultur mit dem des Christentums identifizieren müßte. (Wobei allerdings zu betonen bleibt, daß Christentum nicht gleich Jesuslehre zu setzen ist.) In unserer abendländischen Kultur spielt allerdings das Christentum, so wie es die verschiedenen Kirchen und Konfessionen festgelegt haben, eine aus-

schlaggebende Rolle für die Gestaltung unserer sittlichen Anschauungen, unserer gesellschaftlichen Moral. Wie sehr sich auch die intelligente Oberschicht sämtlicher christlicher Völker von dem Dogmenglauben ihrer verschiedenen Kirchen emanzipiert haben mag, gewisse Grundanschauungen sitzen doch noch fest im Blut und beeinflussen die ganze Vorstellungswelt. So kommt es, daß selbst die große Schar der religiös Indifferenten und sogar zahlreiche Angehörige der wirklich geistig frei gewordenen Minderheit sich dennoch von jener christlichen Mißachtung des Trieblebens nicht los machen können. Das geflügelte Wort von der Emanzipation des Fleisches hat einen recht üblen Klang bis heute behalten, und niemand will in den Verdacht kommen, roher Genußsucht das Wort zu reden, indem er der Wollust der Kreatur Hymnen singt. Wir haben jüngst eine interessante Bestätigung dieser Tatsache erlebt. Ein warmherziger und überaus kluger Pastor, der zugleich über eine starke dichterische Darstellungsgabe verfügt, Gustav Frenssen, hat mit scharfem Blick erkannt, was die christliche Heilslehre für den denkenden modernen Menschen unannehmbar macht. Nämlich einerseits die Forderungen des Glaubens an das Wunder und an die göttliche Persönlichkeit Christi, andererseits die Diesseitsverachtung und Fleischesfeindschaft der Kirchenlehre. So hat er in seinem „Hilligenlei" seinem überaus großen Publikum von zaghaften Möchte-gern-Christen nicht nur das Idealbild eines menschlichen Jesus gezeichnet, sondern auch in heißen Tönen von der Jungweibernot geredet und sich redlich bemüht, den Irrwahn zu zerstören, als ob das Bekenntnis zu Jesus die grausame Unterdrückung des Trieblebens bedingte. Die Folge dieses kühnen Vorstoßes war, daß nicht nur die Vertreter des orthodoxen Kirchentums ein lautes anathema sit! wider diesen Ketzer riefen, sondern auch die große Majorität der lauwarmen, pflaumenweichen, sagen wir der nationalliberalen Leute der blassen Anständigkeit, ihm ängstlich die Gefolgschaft auf dieses Gebiet verweigerten und sogar die Lauterkeit der Absicht des hochgepriesenen Dichters des Jörn Uhl abzustreiten bereit waren. Was soll da von Seiten der modernen gebildeten Gesellschaft erst der Prophet zu gewärtigen haben, der die Prostitution für eine Folgeerscheinung christlicher Anschauung erklärt, eine höhere Glücksmöglichkeit für die Allgemeinheit, eine höhere Gesittung, ein rascheres Tempo der Aufwärtsentwicklung der Menschheit von der radikalen Umkehr der gegenwärtigen sittlichen Begriffe erwartet!

Vom Staat wird kein Vernünftiger eine Mitwirkung bei dieser erschreckend neuen Kulturarbeit verlangen. Er wird sich niemals dazu bereit finden, jedem braven Arbeiter des Sonntags ein Hühnchen in den Kochtopf zu tun und jedem pünktlichen Steuerzahler ein hübsches Mädchen als Gattin zuzuweisen. Die hohe Obrigkeit hat es auch gar nicht nötig, die Rolle des lieben, guten Onkels zu spielen, besonders wo es sich um Fragen allerpersönlichsten Glückes handelt. Hier kann nur Selbsthilfe erfolgreich sein, und es mehren sich erfreulicherweise die Kennzeichen dafür, daß die Erkenntnis dessen, was not tut, im Fortschreiten begriffen sei. Die guten Erfahrungen, die man an vielen Orten, beispielsweise mit der Koëdukation, dem gemeinsamen Unterricht der beiden Geschlechter, gemacht hat, sowie die wachsende Aufklärung durch die Arbeit der Frauenbewegung und Bemühungen unverdächtiger ärztlicher Berater und beredter Poeten haben immerhin tüchtige Pionierarbeit geleistet. Im Jahre 1901 erklärte mir der Polizeipräsident von Breslau, daß er in einem Gedicht von mir, in welchem ich die Behauptung aufstellte,

daß der Himmelsvater allemal schmunzelnd zum Segen bereit sei, wo immer und so oft ein seliger Mann sein Mädel sich zu Herzen nehme, den Tatbestand der Gotteslästerung und öffentliche Aufforderung zur Unzucht erblicke — und im Februar dieses Jahres 1907 hat der preußische Minister des Innern, von Bethmann-Hollweg, im Abgeordnetenhause die Kapuzinade eines biederen Sittlichkeitsvereinlers wider den Berliner Sündenpfuhl in seiner ruhiger Weise auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt und zum Schluß mit schier poetischem Schwung den wütenden Tugendwächtern zu bedenken gegeben, daß sie mit ihrer Müllkärrnerei die Quellen alles Lebens und aller Kraft zuzuschütten bestrebt seien, jene Quellen, aus denen den Menschen höchste Lust und höchstes Leid, alle Arbeits- und Schaffensfreudigkeit entspränge. Allerdings sah sich seine Exzellenz noch im Laufe der Sitzung infolge einer Anzapfung von orthodoxer Seite veranlaßt, berichtigend zu äußern, daß er mit jener heiligen Quelle nicht die Sinnlichkeit gemeint habe! — Ich möchte wissen, was sonst: die christliche Nächstenliebe? Den heiligen Ehestand? Diese Berichtigung nähert den sympathischen Minister leider wieder ein wenig dem unsympathischen Polizeipräsidenten von Breslau, und es wäre vielleicht doch verfrüht, aus der Gegenüberstellung jener beiden Aeußerungen auf einen Fortschritt des natürlichen Empfindens innerhalb der hohen preußischen Beamtenwelt zu schließen. Der ministerielle Rückzug vor dem Wort Sinnlichkeit ist überaus bezeichnend. Es liegt hierin der Kern der ganzen Frage, mit der wir uns hier beschäftigt haben. Solange der gesittete Mensch, der etwas auf seine Reputation hält, sich in seiner Ehre gekränkt fühlt, wenn man ihn einen sinnlichen Menschen heißt, solange wird der Weizen der Pfaffenschaft blühen, und das saubere Gewerbe der Prostitution üppig gedeihen. Wenn wir aber dahin gelangen sollten, die Sinnlichkeit (im Gegensatz zum Stumpfsinn) für einen Vorzug zu betrachten, als welcher den Besitzer befähigt, ein Weib glücklich zu machen, eine körperlich und geistig wohlbegabte Nachkommenschaft zu erzielen und so sein Heim mit idealen Gütern zu schmücken; wenn wir ferner dahin gelangen sollten, die begüterte Tochter aus gutem Hause, die eines Rühmens daraus macht, ein Dutzend Anbeter vergebens schmachten zu lassen, als eine alberne Kokette zu verachten und dafür jedes Mädchen loben, das sich dem Erwählten ihres Herzens hingibt und sich bereit findet, ihm den Kampf um seine Existenz durch ihre tröstliche Kameradschaft zu erleichtern, auch ohne daß sie die Sicherheit hat, einst durch ein behagliches Leben in sorgefreiem Ehestande belohnt zu werden; wenn man auf die Moral der steirischen Bauernknaben und des lockeren Künstlervölkchens nicht mehr entrüstet hinab-, sondern vielmehr anerkennend hinaufschaut, weil die Kunst, Daseinsfeste ohne Aufwand materieller Mittel zu feiern, einen beneidenswerten Vorzug jener Menschensorte bedeutet; und wenn endlich nicht mehr die Zahl der unehelichen Kinder, sondern vielmehr die Zahl der hilflos verlassenen Mädchenmütter zum Gradmesser der Sittlichkeit gemacht wird — dann erst wird der große Schritt nach vorwärts getan sein, dann wird das Wort freie Liebe von keinem Wüstling mehr im Munde geführt werden können, ohne daß er von jedem anständigen Mann derb eins darauf bekäme, dann wird die Statistik höchstwahrscheinlich einen direkten Zusammenhang zwischen der Zahl der Prostituierten und der unehelichen Kinder entdecken und ohne Verwunderung konstatieren, daß die Zunahme der einen die Abnahme der anderen bedinge. Aber zu jener Zeit wird man vielleicht von unehelichen Kindern überhaupt nicht mehr sprechen, und man wird jeden mit

Kindern gesegneten Liebesbund als einen geheiligten Ehestand ansehen, gleichgültig, ob irgend welche obrigkeitlichen oder religiösen Zeremonien vorhergegangen sind oder nicht. Die Anerkennung der Vaterschaft müßte alsdann genügen, um einem Kinde das Recht auf den Namen, den Schutz und das Vermögen des Vaters ebenso wie allen im legitimen Ehestande Geborenen zu sichern. Es würde unter solchen Verhältnissen nicht weniger, sondern ungleich mehr geheiratet werden als gegenwärtig. Und wenn diejenigen Paare bald wieder auseinander gingen, die zur Erkenntnis gekommen sind, daß sie sich über ihren Charakter gegenseitig gründlich getäuscht haben, so wäre das wahrlich kein nationales Unglück, sondern dürfte im Gegenteil zur Entleerung der Trinkerasyle, Gefängnisse und Irrenhäuser nicht unwesentlich beitragen. Die exklusive gute Gesellschaft jener Zukunft, sowie deren Damenkaffeekränzchen könnten alsdann ihre sittliche Entrüstung wider diejenigen Männer kehren, die undankbar eine treue liebende Kameradin bloß aus Vergnügen an erotischer Abwechslung verlassen haben, oder in übler Nachrede die schändliche Geschlechtsgenossin ersäufen, die mit ihrer Jungfernschaft einen schamlosen Kuhhandel getrieben hat. — Die heuchlerische Prüderie der heutigen Gesellschaft gibt vor, die Prostitution zum Schutze ihrer Frauen und Töchter dulden zu müssen; der Witz der Sache ist aber der, daß die Frauen und Töchter diesen angeblichen Schutz im Grunde ihres Herzens dankend ablehnen, weil sie ihn für Beleidigung, mindestens aber für eine Beeinträchtigung ihrer Bewegungsfreiheit halten; und ferner, daß der Vernichtungsschlag wider das Schandwesen der Prostitution nur dadurch zu führen ist, daß jeder gesunde manierliche Mann zur Stillung seines Liebesdurstes ein Mädchen seiner Art gratis zur Verfügung haben kann. Gegen rohe Gier kann sich jedes gesunde normale Weib selbst erfolgreich zur Wehr setzen, und die immerhin seltenen Ausnahmefälle brutaler Gewaltanwendung sind ja auch bekanntlich durch die heutige Schutzmaßnahme der Prostitution nicht ausgeschlossen.

Es wäre leicht, einen utopistischen Zukunftsroman zu schreiben, wenn man mit seiner Phantasie allen Möglichkeiten individueller und gesellschaftlicher Entwicklung unter der Herrschaft neuer sittlicher Ideale nachgehen wollte. Aber ich meine, das Jonglieren mit Wenn und Aber sei nur ein müßiges Gedankenspiel und die hier gegebene Anregung zum Nachdenken, zur Einkehr in das eigene Innere vorderhand schon genügend. Die Kunst und die gewandte Feder sind gewiß nicht zu verachtende Mitstreiter im Kampfe für die zweifellos gute Sache einer naturgemäßen Sittlichkeit. Aber die Kriegführung wird eine unendlich langwierige, die Völker vielleicht gefährlich erschöpfende bleiben, wenn nicht ein mächtiger Bundesgenosse zu Hilfe kommt: eine neue Religion — eine Religion, die sich auf kein philosophisches System, auf keine wissenschaftliche Hypothese, noch auch auf die mystischen Halluzinationen eines entrückten Schwärmers, sondern einfach auf die Offenbarung der Natur stützt. Eine solche Religion brauchte durchaus keine universale zu sein, im Gegenteil, sie würde von einer Rasse, von einem Himmelsstrich zum anderen naturgemäß erhebliche Verschiedenheiten zeigen; aber eines würde sie sicher vor den jetzigen Weltregionen voraus haben: die Achtung vor dem Triebleben, und aus dieser Achtung würde sich eines ihrer vornehmsten Sittengebote von selbst ergeben: Du sollst den Namen der Liebe nicht unnütz führen. Du sollst deine Begierde heiligen, auf daß es dir und deinem Weibe wohlgehe und deine Nachkommenschaft blühe auf Erden.

Der Maler und der Dramatiker.

Von Bernard Shaw.

Es ist, wie ich glaube, noch nicht bemerkt worden, daß die Bildergalerien in London ungewöhnlich interessant sind für Theaterliebhaber, die den Ausspruch: „Es gibt nur eine Kunst“ richtig verstehen. In der „Grafton Gallery“ sehn wir das Lebenswerk des dramatischesten aller Maler, Ford Madox Brown, der ein Realist war; in der „New Gallery“ das des G. F. Watts, der ein Idealist ist; und in der „Academy“ das Leightons, der nur ein vornehmer Zeichner gewesen ist.

Ich nenne Madox Brown einen Realisten, weil er Lebenskraft genug besaß, um eine tiefe Freude und ein unversiegbares Interesse an der Welt, wie sie wirklich ist, zu haben, und nicht an einer verschönerten, idealisierten, in jeder Weise für den Kunstbedarf herausgeputzten Welt. Diese Liebe zum Leben und die Kenntnis seines Wertes ist etwas Seltenes; hergehoch erhaben über die gewöhnliche Marktnachfrage nach Schönheit, Modernität, Verfeinerung, Eleganz des Stils, Zartheit des Gefühls, Charakterzauber, sympathischer Philosophie (der Philosophie des glücklichen Ausgangs) nach dekorativen Sittlichkeitssystemen, die das rosenrote und stürmische Laster der lilienweißen und schmachtenden Tugend entgegenstellen und „die Liebe“ allen beiden als allgemeine Besänftigerin und Erlöserin gegenübertreten lassen. Sie ist auch erhaben über die, die das alles als Schönheit oder Tugend anbeten, und an die Stelle des Lebens setzten, um das Leben einzuengen und einzuschränken, anstatt es zu erweitern und auszufüllen. Dieser zügellosen Genußsucht gegenüber sind die meisten Künstler die reinen Kuppler; denn das Schönheitsgefühl, dessen es bedarf, um einen Mann zum Künstler zu machen, ist so stark, daß das Lebensgefühl in ihm notgedrungen ganz wunderbar sein muß, wenn es jenes besiegen soll. Es wird dem gewöhnlichen für die Schönheit schwärmenden, das Leben umgehenden Amateur immer ein Geheimnis bleiben, wie der Realist in der Kunst seine unverschönerten, unbarmherzigen Feierungen des Alltagslebens unter so viele, hübsche, gefällige, süße, edle, rührende Erdichtungen bringen und dennoch seine Stelle dort unter den Höchsten einnehmen kann, obgleich der Spott, der Hohn, der Protest, der entschiedene Widerwille gegen ihn zu Beginn beinahe allgemein sind. Unter den Malern sind die uns vertrautesten Beispiele Madox Brown und Rembrandt. Aber Madox Brown ist mehr Realist als Rembrandt, denn Rembrandt idealisierte seine Farbe: er pflegte das Leben mit vollkommener Ehrlichkeit zu zeichnen malte es aber immer in einem goldenen Schimmer — als ob ihm weniger an dem direkten Lichte der Sonne als an seiner Widerspiegelung in einem Siruptopf gelegen wäre — und pflegte die wirkliche Farbe jenem Bühnenglanze reuelos zu opfern. Nicht so Madox Brown . . Wir alle können seine freie Luft atmen, uns in seiner Sonne wärmen und „die grüne Schicht auf dem stehenden Tümpel“ an seinem Bilde von Dalton riechen. Rembrandt hingegen wäre eher gestorben, als daß er einen Kohlkopf bedingungslos grün gemalt oder sich auf jene grellen Anilinfarben-Dissonanzen eingelassen hätte, die die moderne Findigkeit aus Teer und anderen, wenig versprechenden Materialien gewonnen hat. Madox Brown gab sich der Darstellung schottischer Schals und echter Grünzeughändler-Kohlköpfe ebenso liebevoll hin, wie Wagner sich den „falschen Akkorden“ in der Harmonie hingab. Man blättere

eine Sammlung von Rembrandts Radierungen durch, insbesondere jene unzähligen kleinen Studien, die vom Steckenpferd des Helldunkelmalers frei sind, und man erkennt sofort den unnachgiebigen Realisten. Man prüfe ihn an der verwundbarsten Stelle des gewöhnlichen Malers männlichen Geschlechtes an seinen Frauenstudien. Die Frauen fangen mit dreißig an, gesellschaftlich erträglich zu werden, und vervollkommnen sich immer, bis der Vertiefung ihres Bewußtseins durch den Verfall ihrer Kräfte Einhalt geboten wird. Aber sie fangen viel, viel früher als mit dreißig an, hübsch zu sein, und erreichen in dieser Hinsicht manchmal wirklich ihren Glanzpunkt, lange bevor ihr Geschwätz — von den geschlechtlichen Täuschungen abgesehen — in ernsten Augenblicken dem stummen Mitgefühl eines klugen, zahmen Haustieres vorzuziehen ist. Man betrachte zum Beispiel die junge Dame, die von Ingres als „La Source" gemalt worden ist. Man stelle sich vor, man sei gezwungen, ein paar Stunden lang mit ihr zu plaudern. Ingres ist nicht nur dagegen gleichgültig: er war entschlossen, uns begreiflich zu machen, daß er das Mädchen einzig und allein wegen der Anmut seiner Gestalt schätze, und ist dabei zu sehr Klassiker, um sich durch irgend eine Rücksicht beeinflussen zu lassen. Unter Rembrandts Radierungen wird man hingegen eine Menge Frauen aller Art finden, und man wird über die Universalität seines Interesses und seiner Duldsamkeit erstaunt, ja sogar entrüstet sein. Er macht weder klassische noch moralische Umstände mit seinen Heldinnen. Venus mag siebzig und Chloe in ihrer am wenigsten vorteilhaften Stellung sein: tut nichts: er zeichnet sie um ihrer selbst willen mit ungeheurem Interesse, weder als Scherz, noch als moralische Lehre, noch als Muster der Anmut, sondern einfach, weil er sie, wie sie ist, für zeichenswert hält. Man findet das gleiche bei Madox Brown. Die Natur selbst ist nicht unparteiischer zwischen einem hübschen Weibe und einem unschönen, einem jungen und einem alten, als er. Man vergleiche mit der reizenden Frau Johns von Gaunt auf dem Wycliffe-Bilde die Gattin Foscaris; sie hat kein schönes Auslagengesicht, das der Kläglichkeit ihrer Bewegung etwas Angenehmes verleihen könnte; den Ellbogen des durch die Folterung zerrenkten Burschen hebt sie empor, weil seine verkrüppelten Hände sie nicht ohne Hilfe umarmen können. Ein angenehmer hübscher Ton wäre hier ein Hohn auf unsere Menschlichkeit. Aber im Falle der Frau des John of Gaunt verleiht das schöne Gesicht der Gattin, wie sie sich vornüber beugt und nach dem Mantel Johns greift — der in der Eigenschaft des politisch erregten Engländers vor der Oeffentlichkeit einen gehörigen Narren aus sich macht, dem Humor und der Wahrheit der Situation die letzte Nuance. Nirgends ertappt man den reifen Madox Brown bei einem falschen Pathos oder einer malerischen Pose. Man denke an alle Stellungen, in denen wir Francesca da Rimini und ihren Geliebten gesehen haben; und dann betrachte man das in der Grafton Gallery befindliche Bild jenes bejammernswerten, lächerlichen Paares, das in der kläglichen Ueberraschung und Verwirrung der Todesangst am Boden liegt, auf den es der rohe Gatte eben mit seiner ungeschlachten mörderischen Waffe hingestreckt hat. Man fragt, angewidert, wo der stolze Geliebte, das schöne Weib, der kainähnliche Rächer geblieben sind? Man eifert gegen die Ungeschicklichkeit des Mannes, der das alles weglassen und in uns einfach das Gefühl erwecken konnte, daß sich der Vorfall wirklich zugetragen und man mitangesehen habe — der uns nicht unsere Vorstellung der Schönheit und Poesie dieses Falles, sondern sein Leben und seinen Tod darbietet. Ich erinnere mich, daß ich einst, als ich noch „Kunstkritiker" war, und als Madox Browns Werk mir nur aus ein paar Zeichnungen bekannt

war, Herrn Frederick Shields mit einer kritischen Darlegung von Madox Browns Mängeln traktierte, indem ich in einer der Zeichnungen den Mangel an „Schönheit“ bei ein paar Ellbogen hervorhob, die mehr von dem Waschtroge als von der „Toilette der Venus“ an sich hätten. Herr Shields brachte es fertig, ohne gegen die guten Sitten zu verstoßen, mir klar zu machen, daß er Madox Brown für einen großen Maler und mich für einen großen Dummkopf halte. Damals achtete ich diese beiden Ueberzeugungen, und jetzt teile ich sie. Nur führe ich als Milderungsgrund für meine Torheit an, daß ich mich derart gewöhnt hatte, als ausgemacht anzunehmen, jeder englische Maler ziele auf die sexuelle Verschönerung und sittliche Idealisierung des Lebens, zu etwas dem Leben möglichst Unähnlichem hin, daß es mir zuerst gar nicht in den Sinn kam, ein Maler könne eine unschöne Frau aus irgend einem andern Grunde zeichnen, als weil er nicht imstande sei, eine hübsche zu zeichnen.

Nun wende man sich Watts zu, und sofort befindet man sich in einer visionären Welt, in der das Leben in Nebel zerfließt und die Vorstellungen von Adel und Schönheit, mit denen wir das Leben schmücken, Gestalt annehmen und sichtbar werden. Die Galerie ist eine einzige große Verklärung: Leben, Tod, Liebe und Menschheit sind nicht mehr sie selbst: sie sind veredelt, geadelt, verschönt, sogar die Draperien sind entweder sich kräuselnde Seen von Farbenharmonien oder prächtige Banner, wie der fliegende Mantel von Tizians Bacchus in der „National Gallery“. Vorzugeben, daß die Welt so sei, heißt, das himmlische Leben leben. Es heißt, die ganze Welt verlieren und seine eigene Seele gewinnen. Solange wir nicht soweit sind, zu erkennen, was für ein erstaunlich schlechter Handel das ist, könnten wir an der Zulänglichkeit der Kunst Watts' nicht zweifeln, immer vorausgesetzt, daß unsere Augen scharf genug sind, um ihre Linien und Farbensprache zu verstehen.

Wer nun meinen eselhaften Heldentaten als Kritiker — bei der im Zusammenhang mit Herrn Shields erwähnten Gelegenheit — nacheifern will, kann nichts Besseres tun, als jeden Maler auf die Annahme hin kritisieren, daß die Kunst des andern die richtige Kunst sei. Das wird auf dem kürzesten Wege zu dem Schluße führen, daß entweder Watts' großes Bild des Kutschers und seiner Pferde das einzige große Werk sei, das er je geschaffen hat, oder daß es in Madox Browns Werk nichts Bleibendes gebe, abgesehen von der Stickerei und den Möbeln, einigen Stellen Freiluftmalerei und technischen Kunststückchen, wie seiner Kombination der Virtuositäten der Porträtstile Holbeins, Antonio Moros und Rembrandts in dem imaginären Porträt Shakespeares. In welchem Falle ich den Betrachtern nur soviel Verstand wünsche, um zu erkennen, daß diese Schlußfolgerung nicht ein Beweis für die Wertlosigkeit Watts' oder Madox Browns ist, sondern eine reductio ad absurdum der eigenen kritischen Methode.

Nun höre ich die Frage: was hat das alles mit dem Drama zu schaffen, von dem Sie sprechen wollten? Selbst wenn es nichts damit zu schaffen hätte, lieber Leser, wäre die Frage nur ein armseliger Lohn für die Mühe, die ich mir gebe, um deinen Geist zu veredeln Aber lassen wir das! Ist dir nie die Aehnlichkeit zwischen den bekannten Paroxysmen der Ibsen-Feindschaft und der Schmähung, dem Hohn, dem ärgerlichen Widerwillen, dem unüberwindlichen Mißverständnisse aufgefallen, die Madox Brown hervorrief? Fällt dir nicht ein, daß dieselbe Wirkung von derselben Ursache erzeugt worden ist, daß Ibsen nicht Jugend, Schönheit, Sittlichkeit, vornehme Lebensart und Schicklichkeit, wie sie von Herrn Smith aus Brixton und Bayswater verstanden werden, sondern das wirkliche

Leben, so wie es ist, zu seinem Thema erwählt hatte, ohne mehr Rücksicht auf die Träume und Prahlereien des armen Smith zu nehmen, als das Wetter auf seinen glänzenden Zylinderhut nimmt, wenn er seinen Regenschirm zu Hause läßt? Hast du vergessen, daß Ibsen einst ein Idealist wie Watts gewesen ist, und daß du „Die Kronprätendenten" oder „Brand" oder „Kaiser und Galiläer" in der New Gallery, ebenso getrost lesen wie du Madox Browns „Parisina" oder „Harolds Tod" in die Diploma Gallery der Royal Academy hängen kannst? Oder hast du nicht bemerkt, wie die Idealisten, die voller Abscheu gegen Ibsens realistische Dramen sind, erklären, daß seine idealistischen Werke schön seien, und daß der Mann, der Solveig, die Süße, entwarf, niemals bis zu Hedda Gabler herabgestiegen wäre, wenn seine geistigen Kräfte nicht nachgelassen hätten?

Ich hatte die Absicht, diese Sache viel weiter zu verfolgen, aber ich bin gehemmt, teils durch Mangel an Zeit, teils weil ich es einfach nicht wage, auf Leighton überzugehen und seinen Fall auf das Theater anzuwenden. Madox Brown war ein Mann; Watts ist wenigstens ein Künstler und Dichter; Leighton war nur ein Gentleman. Ich zweifle, ob es sich jemals gelohnt hat, ein „Gentleman" zu sein, selbst bevor das die Lieblingsmethode der untern Mittelklasse geworden war; aber heute wird sie zum Glück unter fähigen Leuten nicht länger geduldet, ausgenommen von ein paar alten Anhängern Palmerstones, die sie nicht zu ernst nehmen. Und dennoch kann man die jüngeren Schauspieler und Direktoren nicht davon heilen. Sir Henry Irving stand als Künstler und Idealist auf dem Niveau des Watts, von Ibsen und der Wirklichkeit durch die beklagenswerten Beschränkungen seines Standes abgeschnitten, aber er ist wenigstens kein Snob gewesen; und nur auf öffentlichem Grund und Boden und auf sein eigenes bestimmtes Verlangen hin, das kein bloßer Gentleman zu stellen gewagt haben würde, um nicht den Hof zu beleidigen und sich selbst lächerlich zu machen, ist er „Sir" geworden. Aber die anderen, die Anwartschaft auf das Rittertum erheben! — Nun, ich will nicht auf ihre Kosten zu hochmütig sein! Wenn sie Anhänger Leightons sind, könnten sie leicht Schlimmeres sein. Es gibt weniger schöne Dinge in der Welt als jene Bildersammlung in der „Academy" mit ihren führenden Männern, die alle Gentlemen sind, ihren erlesenen Damen, deren Libertyseidenkleider ohne eine Spur von Derbheit in ihrem Herabwallen die unter ihnen verborgenen, schön gerundeten Formen nachzeichnen, und dem vornehmen Entschluße dieser Herrschaften, das Sanfte und das Rohe, Mayfair ohne Hoxton, Melbury Road ohne Saffron Hill gelten zu lassen. Das ist alles sehr hübsch, meine Damen und Herren, aber viel zu negativ für ein Prinzip der dramatischen Kunst. Unterdrücken statt auszudrücken, ausweichen statt besiegen, ignorieren statt heilen: alles dieses endet auf der Bühne damit, daß man einen Mann in einen Stock verwandelt, um nur ja nicht das Kunstwerk seines Schneiders zu zerknittern, und eine Frau in die Auslagepuppe eines Friseurs, aus Furcht, sie könnte zu komödiantinnenhaft erscheinen, um zu einem eleganten Gartenfeste eingeladen zu werden.

(Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Auguste Rodin als Zeichner.

Von Rainer Maria Rilke.

Wie in einem Märchen das Uebergroße, wenn es einmal bewältigt ist, sich klein macht für seinen Ueberwinder, um ihm ganz zu gehören, so hat der Meister den von seinen Dingen gewonnenen Raum wirklich in Besitz nehmen dürfen als sein Eigentum. Denn er ist ganz, mit aller Unermeßlichkeit, in den seltsamen Blättern, von denen man immer wieder meinen möchte, daß sie das Aeußerste dieses Werkes sind. Diese Zeichnungen aus den letzten zehn Jahren sind nicht, wofür manche sie nehmen wollten, rasche Anmerkungen, Vorbereitendes, Vorläufiges; sie enthalten das Endgültigste einer langen ununterbrochenen Erfahrung. Und sie enthalten es, wie durch ein fortwährendes Wunder, in einem Nichts, in einem raschen Umriß, in einem atemlos der Natur abgenommenen Kontur, in dem Kontur eines Konturs, den sie selber abgelegt zu haben scheint, weil er ihr zu zart und zu kostbar war. Niemals sind Linien, auch in den seltensten japanischen Blättern nicht, von solcher Ausdrucksfähigkeit gewesen und zugleich so absichtslos. Denn hier ist nichts Dargestelltes, nichts Gemeintes, keine Spur von einem Namen. Und doch, was ist hier nicht? Welches Halten oder Loslassen oder Nicht-mehr-Haltenkönnen, welches Neigen und Strecken und Zusammenziehen, welches Fallen oder Fliegen sah oder ahnte man je, das hier nicht wieder vorkommt? Und wenn es irgendwo vorkam, so verlor man es: denn es war so flüchtig und fein, so wenig für einen bestimmt, daß man nicht fähig war, ihm einen Sinn zu geben. Jetzt erst, da man es unvermutet in diesen Blättern wiedersieht, weiß man seine Bedeutung: das Aeußerste von Lieben und Leiden und Trostlos- und Seligsein geht von ihnen aus, man begreift nicht warum. Da sind Gestalten, die aufsteigen, und dieses Aufsteigen ist so hinreißend, wie nur ein Morgen es sein kann, wenn die Sonne ihn auseinanderdrängt. Und da sind leichte, sich rasch entfernende Gestalten, die, indem sie fortgehen, einen mit Bestürzung erfüllen, als könnte man sie nicht entbehren. Da sind Liegende, um die herum Schlaf entsteht, und geballte Träume; und Träge, ganz schwer von Trägheit, die warten; und Lasterhafte, die nicht mehr warten wollen. Und man sieht ihr Laster, und es ist wie das Wachsen einer Pflanze, die im Wahnsinn wächst, weil sie nicht anders kann; man begreift, wieviel vom Neigen einer Blume auch noch in dieser sich neigenden ist, und daß alles das Welt ist, auch noch diese Figur, die, wie ein Sternbild im Tierkreis, für immer entrückt ist und festgehalten in ihrer leidenschaftlichen Vereinsamung.

Wenn aber eine von den bewegten Gestalten unter ein wenig grüner Farbe sichtbar wird, so ist es das Meer oder der Meeresgrund, und sie rührt sich anders, mühsamer, unter dem Wasser; und es genügt ein Wink mit Blau hinter einer fallenden Figur, so stürzt sich der Raum auf allen Seiten in das Blatt hinein und umgibt sie mit soviel Nichts, daß einen der Schwindel nimmt, und man unwillkürlich nach der Hand des Meisters greift, die, mit einer zärtlich gebenden Wendung, die Zeichnung hinhält.

Rundschau

Die nationale Reform. Wie steht es um Deutschlands finanzielle Kriegsbereitschaft? Auf dem dritten Deutschen Bankiertage in Hamburg hat Herr Max Warburg in einem ausgezeichneten Referat diese Frage zu beantworten versucht und konstatiert, daß es spottschlecht um unsere finanzielle Schlagkraft stehe. Und zwar deshalb, weil das Börsengesetz die deutschen Börsen zu sehr geschwächt habe, als daß sie einer so schweren Aufgabe, wie es die Kapitalbeschaffung im Kriege ist, noch gewachsen sein könnten. Es fehle heute eine starke Spekulation, und es fehle deshalb auch die Möglichkeit, sich an ausländischen Anleihen so zu beteiligen, wie es gerade für den Fall ernster politischer oder wirtschaftlicher Krisen erwünscht sei. Daß ausländische Effekten eine wichtige Reserve für den Kriegsfall bilden, das wird von vielen Volkswirtschaftlern als eine feststehende Tatsache angesehen. Der Nationalbesitz an fremden Schuldverschreibungen gilt ihnen ebensoviel und mehr als der Besitz der Reichsbank und der großen Privatbanken an Devisen und sonstigen Goldforderungen an das Ausland. Nun schätzt man den deutschen Besitz an solchen jederzeit zu liquidierenden Auslandsforderungen auf rund 15 Milliarden Mark. Und da man die Kosten des nächsten Krieges, den Deutschland etwa zu führen gezwungen sein sollte, auf ca. 7 Milliarden pro Jahr berechnet, so ständen uns nicht nur ohne weiteres die Mittel für eine mehr als zweijährige Kriegsdauer zur Verfügung, sondern es wäre sogar das Ausland selbst, das uns die Gelder liefern würde. Natürlich unfreiwillig. Wir brauchten nur unseren Besitz an fremden Effekten in London, Paris oder New York zu verkaufen und uns den Gegenwert remittieren zu lassen.

Das klingt wunderhübsch. In Friedenszeiten sind die 15 Milliarden fremder Anleihen eine reichlich fließende Zinsquelle, aus der wir jahraus, jahrein rund 750 Millionen Einkommen beziehen. Und im Kriege sind sie ein leicht realisierbares Aktivum. Man wirft dann die fremden Effekten aus dem Lande und ersetzt sie durch deutsche Anleihen. Nur schade, daß die Sache einen kleinen Haken hat, der gewöhnlich übersehen wird: die fremden Anleihen sind kein Nationaleigentum. Nicht Deutschland, nicht die verbündeten Regierungen besitzen die 15 Milliarden, sondern Tausende und aber Tausende privater Eigentümer. Das ist aber ein wesentlicher Unterschied. Mit den Mitteln des Reiches und den dem Zugriff der Regierung ausgesetzten Fonds der Reichsbank wird man im Kriegsfalle allerdings so verfahren können, wie es die nationale Wohlfahrt gebietet. So wird z. B. die Reichsbank den Kriegsschatz mit ihren Noten füllen müssen, zunächst unter Respektierung der Währungs-Grundlagen, im Fall der Not aber auch ohne Rücksicht auf diese. Da wird sich der Goldschatz der Bank ebenso wie ihr Devisen-Portefeuille als wertvolle Reserve erweisen. Aber die fremden Effekten im Privatbesitz? Ueber sie kann die Regierung nicht verfügen, und es steht ihr kein Mittel zu Gebote, um auch diese Reserve flüssig zu machen. Ob diese Forderungen an das Ausland zu Gelde gemacht und durch deutsche Kriegsanleihen ersetzt werden oder nicht, darüber entscheidet der freie Wille jedes einzelnen Besitzers. Tatsache ist aber, daß sich hier Einzelinteresse und Staatsinteresse durchaus nicht decken. Und es geschieht denn auch fast immer das Gegenteil dessen, was theoretisch richtig und staatserhaltend ist. Der Bürger denkt gar nicht daran, seinen Besitz an Auslandsanleihen fortzugeben. Weshalb sollte er auch? Schon zu einer Zeit, wo Deutschland sich tiefsten Friedens und gesunder Finanzen erfreute, sind ihm die Anleihen Oesterreichs, Rußlands, Argentiniens lieber als preußische Konsols gewesen. Glaubt man wirklich, daß seine Vorliebe sich nun gerade in dem Moment auf die Seite der inländischen Anleihen schlagen wird, wo Deutschland sich allen Wechselfällen eines Krieges aussetzt, der zunächst einmal doch sicherlich die Reichsfinanzen in heillose Verwirrung bringt?

Die Erfahrung lehrt, daß das Gegenteil der Fall zu sein pflegt. Bei Ausbruch eines Krieges beeilt sich selbst der glühendste Patriot nicht, seine ausländischen Effekten in deutsche Anleihen umzutauschen. Wohl aber bringen Tausende von Privatleuten einen Teil ihrer inländischen Effekten zum Verkauf, um sich einen Posten englischer Konsols oder französischer Rente oder amerikanischer Staatsbonds beizulegen; für alle Fälle. Die Neigung, sich in Zeiten der Gefahr zum mindesten für einen Teil seines Vermögens außer Landes zu versichern, ist eine so natürliche Folge des menschlichen Egoismus, daß nur sehr schlechte Menschenkenner sie ignorieren werden. Nun wird diese Neigung allerdings auf die verschiedenste Weise beeinflußt. Auf der einen Seite zwingt die Knappheit des Geldes — eine Folge der Inanspruchnahme aller Bankmittel durch das Reich — sowohl Banken wie Private zur Veräußerung ihrer Effektenbestände; und das rapide Fallen der deutschen Werte führt große Verkäufe auch in fremden Anleihen herbei, an denen der Besitzer weniger verliert

als an den deutschen. Auf der anderen Seite sucht das Reich durch Steigerung des Zinsfußes seiner Kriegsanleihen Käufer für diese heranzuziehen. Aber das alles wird doch nur dann zu einem Abfluß der fremden Effekten führen und Gelder für die eigenen Kriegsbedürfnisse freimachen, wenn der Krieg von vornherein eine günstige Wendung nimmt. Für diesen Fall aber braucht man in Friedenszeiten nicht vorzusorgen. Ein siegreicher Staat findet in der ganzen Welt Kredit; und es gibt, selbst wenn auf Paris und London aus naheliegenden Gründen nicht zu zählen sein sollte, nochimmer neutrale Märkte genug für deutsche Anleihen. Vorsorge muß vielmehr für den Fall eines unglücklichen oder zweifelhaften Kriegsbeginns getroffen werden. Und für diesen Fall stellt der deutsche Besitz an fremden Anleihen keine Reserve, sondern einen Abzugskanal vor. Je mehr man den deutschen Kapitalisten in ruhigen Zeiten an den Kauf fremder Wertpapiere gewöhnt haben wird, um so leichter wird er sich dazu entschließen, die ihm so oft gepredigte „Internationalität des Kapitals“ auch in kritischer Zeit, gerade in kritischer Zeit praktisch anzuwenden.

Gründe anderer Art, z. B. die Aufbesserung der Zahlungsbilanz, die Anknüpfung von Handelsbeziehungen usw., mögen für die Nützlichkeit der Anlage deutschen Kapitals in fremden Effekten sprechen; dieser Teil der Frage interessiert mich hier nicht und bleibe auf sich beruhen. Aber die Eigenschaft einer „nationalen Reserve“ kann man dem fremden Wertpapier unmöglich zubilligen. In ihm zieht sich vielmehr jeder Staat, der seine Verbreitung aus sonst vielleicht sehr stichhaltigen Gründen fördert, einen mächtigen Konkurrenten für die Zeit der Krisis groß. Er gewöhnt das Publikum an einen Zins, der, indem er die landesübliche Rente übersteigt, den Staat selbst zwingt, in ernsten Zeiten über den Zins der Exoten noch hinauszugehen, um das Kapital von jenen ab- und zu sich hinzuziehen. Schon in Friedenszeiten ist die rentenverteuernde Wirkung der exotischen Werte deutlich zu spüren. Deutschland würde heute trotz aller Geldnot kaum zum vierprozentigen Zinstypus zurückzukehren brauchen, wenn nicht das Kapital sich nach und nach an die fünf Prozent der chinesischen, argentinischen und chilenischen Anleihen gewöhnt hätte und anspruchsvoller geworden wäre. Die bessere Fundierung und der größere Kredit des Deutschen Reiches bewirken heute noch, daß wir unsere Anleihen immerhin um ein volles Prozent vorteilhafter abschließen können. Im Kriegsfalle aber schwindet der Qualitäts-Unterschied. Die Anleihe eines zweitklassigen, aber friedfertigen Staates gewinnt dann an Beliebtheit gegenüber dem in Krieg verwickelten Reiche erster Klasse. Und Deutschland muß dann zu fünf- und sechsprozentigen Anleihen greifen, um die Konkurrenz von Anleihen zu besiegen, die an innerem Werte selbst hinter einer deutschen Kriegsanleihe unendlich weit zurückstehen.

Und selbst zu hohem Zinse wird es dem Deutschen Reiche im Kriegsfalle schwer werden, seine Anleihen unterzubringen, aus einem Grunde, der freilich weniger mit der Konkurrenz der fremden Anleihen als mit der deutschen Börsengesetzgebung zu tun hat. Eine Kriegsanleihe kann niemals auf den Spartrieb der Bevölkerung rechnen; sie muß sich immer mehr an die spekulativen Instinkte wenden. Auf Kriegsanleihen zeichnen alter Erfahrung gemäß wenig Patrioten und wenig Kapitalisten, aber sehr viel Spekulanten. Ein gewisses ethisches Naserümpfen mag es ja verdienen, daß auch Sieg und Niederlage des Vaterlandes zum Gegenstande spekulativer Berechnungen gemacht werden. Aber es ist nun einmal so; eine weise Regierung wird sich das zunutze machen und die Gewinnsucht ihren Anleihezwecken dienstbar machen. Wie hätte wohl Frankreich in den Jahren 1871—1874 seine Milliarden-Anleihen unterbringen sollen, wenn nicht eine große und potente Spekulation vorhanden gewesen wäre, die damals schon die bessere Zukunft eskomptierte, die Anleihen wagemutig übernahm und sie nach Jahren mit Gewinn an das große Publikum weitergab. In Deutschland hat das Börsengesetz die Spekulation totgeschlagen, und man muß sich wirklich fragen, woher hier in ernsten Tagen die Nachfrage nach deutschen Anleihen kommen soll. Denn, um mit Nießer zu sprechen: Früher hatten wir eine Börse ohne Börsengesetz; jetzt haben wir ein Börsengesetz ohne Börse. Freilich gibt es noch eine internationale Spekulation, aber ein großer Teil von ihr ist in einem künftigen Kriege möglicherweise aus nationalen Gründen ausgeschaltet. Deshalb ist es hohe Zeit, daß sich in Deutschland wieder starke Börsen mit einer potenten Spekulation — im guten, volkswirtschaftlichen Sinne des Wortes — bilden. Sie sind für den Kriegsfall die wahre nationale Reserve. Alfred Lansburgh.

Theater.

Deutsches Theater: Prinz Friedrich von Homburg. Es findet sich in der achten Szene des zweiten Aktes eine Stelle von unvergleichlich wortkarger Bedeutsamkeit. Sie scheint mir den verborgenen Angelpunkt der sprachlichen und der menschlichen Kräfte, deren gesetzmäßige Bewegung die höchste Schönheit dieses Werkes ausmacht, blitzend stark und jäh zu bestrahlen. Im Spiel der Bühne mag sie überhört werden; sie hat keine Funktion im Betrieb des äußeren

Geschehens, und es ist gerade viel Lärm an prasselndem Geschütz und Schluchzen der Weiber ringsum. Aber im Lesen, wenn alle Stimmen der Dichtung so wunderbar lautlos reden, schrickt man an dieser Stelle zusammen und verhält den Atem für den Augenblick, den man braucht, um ein unnennbar schwebendes Gefühl durch den Gedanken fester an sich zu ziehen; und atmet dann voll und herzlich wieder auf. Es ist die Stelle unmittelbar nach dem Bericht von Frobens heldischer Opferung. Zum Preise des Getreuen werden die Worte gesagt: „Der wackre Froben! Der Vortreffliche!“ Dann, als müßte sich die sichtbare Rührung auch hier noch schamhaft entschuldigen: „Ein Schlechterer wäre noch der Tränen wert!“ Und nun der Prinz, in bedeutendster Kürze und ohne Uebergang: „Genug! Zur Sache jetzt. Wo ist der Kurfürst?“ Damit verstummt jene Rührung ganz, und die große Selbstverständlichkeit solches soldatischen Todes enthüllt sich lautlos. Von Froben ist in allem weiteren keine Erwähnung mehr.

Ich weiß nicht, ob die Macht dieser ausgesparten Beredtsamkeit, ob diese Kunst befehlshaberisch gedrängter Worte gerade hier ein jedes Gefühl so unwiderstehlich bezwingt wie das meine. Ich sehe hier ein wirkendes Geheimnis dieser Dichtung in aller Keuschheit entblößt. Ich möchte es taufen: die Poesie der deutschen Sachlichkeit. Ihr oberster Satz lautet: Darin besteht die dauernde Schönheit des Lebens, daß jeder Mensch und jedes Ding, an seinen rechten Platz gebracht, nach seiner Bestimmung wirkt und waltet. So lebte, so starb der wackre Froben, der Vortreffliche. Die Größe und den Wert dieses Lebens, dieses Strebens auszusagen, genügt fast der knappste Bericht. Und dann: Genug! Zur Sache jetzt . . .

Die „geniale Kühnheit“ solcher Abstiege aus den Höhen des Gefühls ins unbedingt Sachliche hat in diesem Maße nur noch Shakespeare. Hier, in der naiv rücksichtslosen Treue zum Gegenstand, wurzelt der auffallend Shakespearesche Zug Kleists, die ruhmvolle Aehnlichkeit, die vor allen anderen deutschen Dramatikern ihn mit ihrer intensiven Glorie verklärt. Auch Hebbel ist ohne Rücksicht und der Sache treu; aber seine Sachlichkeit geht mit ingrimmiger Verachtung an allem Diesseitigen vorüber. Erst drüben, in der Ewigkeit, fangen ihre Werte zu gelten an. Die großen richtenden Gedanken sind ihm das einzig Gegenständliche. (Weshalb er besonders von den feinen jüdischen Köpfen so innig geliebt und verstanden wird.) Der Sinn der Welt besteht ihm darin, daß jeder Mensch und jedes Ding, und sei es auch durch die grausamste Vernichtung, gezwungen wird, nach der Bestimmung jener richtenden Gedanken zu wirken und zu walten. Wo Kleist sagt: es ist, sagt Hebbel: es muß! Sein Realismus ist kategorisch. Darum wird in seiner Schöpfung auch jeder kleine Spalt zwischen dem weltlichen Sein und den ewigen Imperativen so gespenstischer Schauer voll, reißt sich unheimlich selbsttätig immer weiter und fürchterlicher auf und schlingt zuletzt alles Lebendige in sich hinab, zur höheren Verdeutlichung und Verherrlichung des Gedankens, der großartig, aber erdenfern über dem Abgrund schwebt. Bei Kleist aber quillt noch aus den Rissen und Brüchen, die sich zwischen der sachlichen Bestimmung und der persönlichen Führung eines Menschenlebens auftun, so frische, liebliche, so diesseitige Lebendigkeit, daß alles Dasein in jedem Moment sich froh bestätigt fühlt. Auch in seine Klüfte und Geheimnisse lächelt er noch hinein. Mit einem männlich wissenden Lächeln freilich, nicht mit einem kindisch zuckernen. Und aus diesem großen Lächeln, das nichts als beglückte Treue zur Sache ist, kommt auch die herbsüße Saftigkeit, der reife, sättigende Fruchtgeschmack in aller seiner Schöpfung. Daher auch, bei aller Rücksichtslosigkeit, die anmutige Teilnahme, die jedem gern das volle Recht auf sein besonderes Wesen läßt, diese liebenswerte Liebe zu seinen Menschen. Wohin er blickt, und sei es noch so ernst, da ist freudig genußreiche Gestaltung und Entfaltung, da ist für menschliche Herzen gut sein. Möchte einer Rhodope zur Frau, Herodes zum Freund, Holofernes zum Beschützer haben? Aber wer wünschte nicht, jedem einzelnen aus diesem „Prinz Friedrich von Homburg“ erfreut die Hände zu schütteln, wärmstens nahe zu kommen, persönlich verbunden zu sein! Das ist die große, grundtreue Sachlichkeit, die sich im Menschlichen so menschlich anläßt. Und was von ihrem Wesen etwa abweicht, erscheint ihr demgemäß nur als wunderlicher Irrtum, seltsame Ausgeburt des Geistes, womit sich lächelnd oder lehrend spielen läßt, ganz leicht und wie die kühne Phantasie verlangt. So ist auch seine Romantik nur eine gegensätzliche Bekräftigung dieser unbedingten Liebe zum Gegenstand. Wie nennt er das nachtwandlerische Träumen des Prinzen: „Nichts weiter . . . als eine bloße Unart seines Geistes.“ Man wäge dieses Wort. Und man wird sich bald aus der zwielichtig zitternden Dämmerung vermeintlicher Seelenrätsel entlassen sehen in dieser Dichtung taghelle Schönheit, die den starken Quell ihres Lichtes urplötzlich und ungewollt in jenem denkwürdigen Rufe offenbart: „Zur Sache jetzt!“

Zur Sache! Dieses Leitwort für den sprachlichen und stofflichen Aufbau des Werkes muß auch der Bühne auf das kräftigste gelten. Im Deutschen Theater wurde es wohl beachtet. Prospekte und Maschinen verhielten sich erfreulich bescheiden. Nicht etwa in respektloser Verachtung des Dekorativen und noch weniger in reumütig

abstrakter Stilisierung. Sondern aus reiner, schöner Sachlichkeit. Das Tor eines Schlosses, das Schiff einer Kirche, waldiges Hügelgelände, Gemächer, ein Gefängnis: Alles das war in einfachen kräftigen Formen ausgedrückt, auf die Bestimmung der Szene konzentriert, in knappen, einleuchtenden Zeichen verständlich gemacht. Es schien mir zu dem wortkargen, streng zum Gegenstand gewendeten Geist des Stückes sehr glücklich zu stimmen, daß fast überall eine Linie von Bedeutung betont war, die den Sinn der Szenerie besonders anzuzeigen hatte; der große hochgeschwungene Bogen des Tores, das umschließende Viereck der Zimmer, nur wenig durch die Profile der Möbelstücke gebrochen und gestört, und in der Landschaft die Kammlinie der Hügelkette, die sich markant in einen hellen blassen Himmel einzeichnete. Es gibt kaum eine so sichere, beruhigende Stütze für das Auge als solche markanten, das Wesen des Objektes knapp hinzeichnenden Linien; das rechte Verhältnis des Beschauers zur Sache ist unmittelbar und dauernd hergestellt. Das Spiel selbst, klar und verständig und gleichfalls in großen, einfachen Linien geführt, holte aus dem menschlichen Material, was dieses an hoher Kunst nur hergeben wollte. Der stärkste Ton lag auf dem rein militärischen des Stückes; die nur soldatischen Szenen, der Morgen der Schlacht und dann der Bittgang der Offiziere, hatten die mächtigste oder wenigstens die lauteste, sinnlich ergreifendste Wirkung. Ob dies die Absicht war oder nicht, ist natürlich von hier aus keineswegs zu entscheiden. Da aber dies die Punkte sind, an denen des Prinzen Schicksal sichtbarlich verstrickt und wieder sichtbarlich entwirrt wird — das Endchen Oper, das sich zum Schluß anhängt, ist ja nur ein liebenswürdiges Verklingen —, so fügte es sich ganz ausgezeichnet. Das Wesentliche des Dramas ist so mit besonderer Betonung beruflich eingerahmt als die Darstellung eines ungewöhnlichen und Ungewöhnliches bedeutenden Soldatenschicksals. Dazwischen seine psychische Verknotung: das jähe Umschlagen aller seelischen Kräfte in den schauerlich tiefen Verfall und wieder ihre Aufrichtung und Gesundung aus sich selbst.

Das war in ein paar Szenen von fein abgemessenem Ton sorgfältigst aufgebaut. Die Szenen der Todesfurcht eilig hingejagt, jäh, stoßweise, mit einem Zug ins gespenstisch Unwirkliche: flüchtiges Wort und mattes Licht. Das Folgende aber immer heller und bestimmter, ruhiger in der Geste und voller im Ausdruck, bis zu der schönen Mannhaftigkeit der einen großen Bewegung, mit der der Bescheid an den Kurfürsten dem Boten dargereicht wird. Mir gefiel es auch, daß auf die allererste Szene kein besonders mondscheinhaltiges Märchenlicht fiel — weder vom Beleuchter noch von den Sprechenden her. Hier soll doch, nach dem Sinn des Stückes, nicht etwa irgend ein unbegreiflich süßer Zauber aufgetan, sondern nur eine Unart des Geistes sehr sachlich angezeigt werden. So war fast jede Szene nach ihrem rechten Wert und ihrer Bedeutung in die große klare Linie des Dramas eingefügt. Bis auf die eine vielleicht, in der die falsche Nachricht vom Tode des Kurfürsten gebracht wird. Da war ein störendes Zuviel an Geschrei, an fassungslosem, überlautem Gefühl, an wilden Gebärden, die sich nicht genug tun konnten. Nicht anders, als müßte gerade hier der Kern des Stückes gewaltsam geoffenbart werden; und es ist doch im Gegenteil nur ein nebensächlicher Uebergang, eine szenische Hilfe, zur Bestätigung von Homburgs und Nataliens Gefühlen vor allem. So hoch und hohl im Ton, wie die Szene gegeben wurde, erinnerte sie mich peinlich an das, was der Berliner, wenn er sehr arrogant wird, in seiner göttlichen Ahnungslosigkeit „Burgtheater“ zu schimpfen pflegt. (Wobei ich, höflich und gerecht, die Gelegenheit zu einem Vergleich dieser Aufführung mit der des Burgtheaters gänzlich fallen lasse.)

Von den Leistungen der Schauspieler erscheint mir die Friedrich Kayßlers als die weitaus bedeutendste. Trotz allem. Mag seiner Kehle auch der helle Ton, mag seinem Gesicht der liebe, kecke Zug fehlen, der diesen Prinzen prinzlicher, diesen Jüngling knäbischer gemacht hätte. Er gab von Anfang an den Mann. Den Mann natürlich, den er in sich hat, den herben, strengen, innerlich schönen, Reinheit atmenden Mann. Und mußte darum in den Szenen, wo dieser unmöglich war, in Traum und Halbtraum, einen ganz fremden Ton in den Mund nehmen, die Stimme gegen ihre Natur in die Höhe ziehen, sie weicher und süßer machen, als sie ist. Das Zurückfinden in seine Echtheit mag dann nicht immer leicht und ohne Gewalt gewesen sein. Aus diesem Zwiespalt, für den sich nun einmal in seinen Mitteln und in seinem Wesen keine rechte Brücke findet, führe ich die Ungleichheiten seiner Gestaltung des Homburg her und die unfrohen Schatten, die manchmal allzu schwer auf ihr lasten. Das sind aber einzelne Stellen, einzelne Züge, einzelne Töne. Und hinter diesen Zufälligkeiten richtet sich der Held auf, wie Kleist ihn doch gewollt hat, einfach, gerade, sachlich, in einer großartig strengen Reinheit, die schließlich noch alle Tüchtigkeit, Klugheit und Kraft der anderen künstlerisch weit überstrahlt.

Willi Handl.

Glossen zur pädagogischen Sittenlehre. Drei Dinge wollen mir nicht aus dem Kopf. Sie gehören zusammen wie die Kinder einer Mutter, denn sie sind derselben Wurzel entschossen. Das eine ist die Schülerselbstmordstatistik, die kürzlich Geheimrat Eulenburg veröffentlicht hat.

Das zweite ist Wedekinds „Frühlings Erwachen". Das dritte der sexual-pädagogische Kongreß der D. G. B. G.

So und so viel halbwüchsige Menschen, Schüler höherer Lehranstalten usw. bringen sich um. Der mechanische Schulbetrieb Preußen-Deutschlands wird ihnen zum Verhängnis. Der schafft ein Pensum, aber keinen Charakter. Er nimmt keine Rücksicht auf Individualität und Anlage, er drillt Bataillone, aber erzieht keine Menschen. Wer es nicht mitmachen kann oder will, den bringt's zur Verzweiflung, oder es zerbricht ihn. Alt, flügellahm vor der Zeit, Bankrotteure des Lebens, bevor sie es lebten.

Das ist die eine Seite der Sache. Die andere sind die Kinderselbstmorde aus Leidenschaft, aus unverstandenen Trieben, aus Scham und Abscheu vor sich selbst und seiner vorgeblichen Sündhaftigkeit.

Es ist etwas Furchtbares um die Verzweiflung eines Kindes.

Wir andern, wir zweifeln auch und wir verzweifeln. Aber wenn wir Menschen sind, dann ging dem ein Aufstieg vorauf, eine Umschau, ein Kampf und eine Erkenntnis. Wir haben gewagt und wir haben gewogen.

Ein Kind aber! Märchen, Träume, Sehnsüchte und Erwartungen. Lauter Absolutes. Keine Relativität. Phantastische, ins Riesenhafte gesteigerte Vorstellung von gut und böse.

Und in dies führerlose Chaos der Empfindungen mit einem Mal ein Dunkles, Unbegreifliches, nicht zu Bannendes und nicht zu Verstehendes: die ersten Flügelschläge des Eros.

Wer kann deuten, helfen, führen? Die Schule versagt. Gereinigte Klassikerausgaben und kastrierte Volkslieder, das hält sie bereit, und die Lehre von der Erbsünde obendrein.

Das Haus? Gewiß, so jedes erlaubte Maß von Dummheit überschreitend, wie die Mutter in der sogenannten Aufklärungsszene in Frühlings Erwachen, sind die meisten Mütter denn doch nicht. Aber sehr viele, traurig viele, sind noch viel liebloser und noch unpädagogischer. Sie schrecken den Frager. Sie weisen ihn brüsk zurück. Sie verbergen ihre Verlegenheit hinter einer verlogenen Moral.

Frank Wedekinds Stück ist in diesem Sinne eine Tat. Nicht daß seine früh- und überreifen Kindertypen als typische Vertreter heutiger Jugend zu werten seien, Gott sei Dank nein! So schlimm ist's denn doch noch nicht. Sie sind seltene Ausnahmen. Aber daß sie überhaupt sind, daß sie möglich und lebenswahr sind, ist ein Memento. Wie sie einem leid tut, diese freilich etwas karikiert naive Wendla. Vor allem aber dieser nach Charakter und Geistesanlage so prächtige Melchior. Hoffnungsvolle Menschentypen, zum Untergang verurteilt, weil die heuchlerische Verlogenheit und der Unverstand unserer Zeit es so will.

Seit Jahren lehren die Vorkämpfer der sexuellen Aufklärung, das heißt also der wahren Sittlichkeit, ein anderes. Sollen unsere Kinder rein bleiben und zur Lebensgesundheit und Schönheit heranreifen, dann fort mit jener Aftermoral, die das Natürliche sündhaft schilt, die die Erotik beschmutzt und herabzieht, statt sie zur Staffel des Aufstiegs zu den Höhen körperlicher, geistiger und sittlicher Schönheit zu machen.

Es ist das große Verdienst des Mannheimer Kongresses der D. G. B. G., das klar und unzweideutig, ehrlich und mutig von allen Seiten her dargetan zu haben. Und auch die Wege, auf denen man es ändern und bessern kann, wurden aufgezeigt und die Grundrisse entworfen, auf denen ein wohnlich Haus errichtet werden kann.

Die Regierungen hatten ihre Vertreter entsandt und ihre Sympathien aussprechen lassen. Die Herren hatten Gelegenheit, viel zu lernen, und hatten auch recht viel Veranlassung dazu. Einer der Herren meinte zwar, das preußische Unterrichtsministerium sei besser als sein Ruf. Man entgegnete ihm darauf: „Dann ist es hohe Zeit, daß es seinen Ruf verbessere." Der neue Herr in Preußen wird reichlich Gelegenheit haben, die Probe aufs Exempel zu machen.

Wir andern aber, wir Eltern, müssen auch das unsere tun.

Sein Kind vom Zweifel zu lösen, seinem Kind eine Höhe zu zeigen, ein Licht und ein Streben zu bringen, ein freudiges: Hinaus und Hinauf! Sagt mir, was königlicher und menschlicher sei als dies? **Henriette Fürth.**

An den Pyramiden—Omdurman—Casablanca. General Drude hat in seiner Rede am Grabe der beiden Opfer des 3. September — des Major Prévost und eines Fremden-Legionärs — betont, daß bereits 70 Franzosen (?) ihr Blut für diese Unternehmung dahingegeben — sans regrets . . . .!

Bismarck waren die Knochen eines pommerschen Grenadiers mehr wert.

1798 . . . . 1898 . . . . 1907! Genau dieselbe Kampfesweise, ob Mamelucken, Mahdisten oder Mauren. Mit 5 Divisions-Karees avancierte Bonaparte, Artillerie in den Ecken, am 21. Juli 1798 bei Embabeh gegen 20 000 meist Mamelucken unter Murad Bey und vernichtete sie in wenigen Stunden. Und 100 Jahre später (2. Sept. 1898) bei Omdurman — dem Schmutznest — war es Lord Kitchener, der — an Zahl geringer wie der Feind — halbkreisförmig am linken Nilufer aufgestellt, die in dichten Scharen angreifenden Gegner durch waffentechnische Ueberlegenheit in wenigen Stunden zusammenschoß.

Heute — bei Casablanca werden „Rekognoszierungen“ gemacht. Zu welchem Zweck? Eine Rekognoszierung par force ist nur begründet, wenn die Erfahrungen, die dabei gewonnen, sofort ausgenutzt werden sollen, andernfalls ist es nutzloses Blutvergießen. General Drude hat vorläufig nichts zu tun, wie sein Lager, das Casablanca decken muß — durch technische Hilfsmittel uneinnehmbar zu gestalten. Ob dann zehn oder zwanzigtausend Marokkaner ihm gegenüberstehen, kann ihm gleichgültig sein. Fühlung am Gegner mit Aufklärungspatrouillen genügt vollkommen.

Schade um das Blut jedes Tapferen, das dort unnütz vergeudet wird.

„C'est amusant“, sagt Petit Journal; und „Tout va bien“, meint Clemenceau. C. v. Bredow.

Ein Wort nur für das Neue Schauspielhaus. Scribe, „Le Verre d'Eau“. In Versen übertragen von Max Grube.

Eigenartig dieser Einfall. Sowohl diese Versübertragung wie der Gedanke an sich, mit einem der (nach Hunderten zählenden) Stücke Scribes das Spieljahr zu eröffnen.

Scribe hat einmal erklärt, daß es nicht Aufgabe der Bühne sei, das Leben nachzuahmen. In den Arbeiten, die mir von ihm bekannt sind, hat er gegen dieses Verbot nie verstoßen. Nie hat er Menschen auf die Bühne gestellt, nie auch nur den Versuch gemacht, das Leben nachzuahmen. Diese Figuren haben dadurch, daß man sie in Verse steckte, nichts an Wahrscheinlichkeit gewonnen; sollten's auch wohl nicht. Vielmehr verzeiht man leichter der Dichtung, was auf Kosten der Wahrheit gesündigt wird. Deutlicher als die Prosa weist die gereimte Rede darauf hin, daß das Spiel unterhalten und belustigen soll, nicht aber mit zwingender Notwendigkeit ein Stück wahren Lebens schaffen will.

Dies ist der Wertmesser, mit dem man an Scribe im allgemeinen, speziell an diese Arbeit, des weiteren an Grubes Uebersetzung und schließlich an die Darbietungen des Neuen Schauspielhauses überhaupt herantreten muß.

Wer derartig resigniert den fünf Akten gegenübersaß und sich mit der Blutleere und Charakterlosigkeit der handelnden Personen abfand, dem bot das Spiel manches, was ihn erfreuen konnte.

Gewiß ist Grube kein Kainz und Charlotte Maren keine Agnes Sorma. Diesem Bollingbroke fehlt die sorglos heitere Beweglichkeit, fehlt der holde Leichtsinn, den Natur verleiht; seine Verschmitztheit birgt zu viel klugen Ernst, zu viel verständige Berechnung, als daß man ihm sein tolles Leben, seine schwindelhaften Schulden glauben kann.

Fräulein Maren gab der Königin kindliche Anmut. Und mehr: sie machte das unerträgliche Schwanken der Königin nicht nur erträglich, sie machte es glaubhaft. So war sie der einzige Mensch in diesem Lustspiel, obgleich gerade ihr der Dichter nur sehr wenig Menschliches mit auf den Weg gegeben hat. Und unbewußt deutet Fräulein Maren an (dies Unbewußte macht ihrer Künstlerschaft nur Ehre), wie leicht es war, die Gestalt dieses königlichen Kindes, das von den Intriguen ehrgeiziger Höflinge hin- und hergerissen wird, zu vertiefen. Wie wenig Liebe hat doch Scribe auf diese Königin verwandt, die nur dasteht (oder besser umfällt, denn dreimal wenigstens in jedem Akt ändert sie ihre Ueberzeugung — und das Lustspiel hat deren fünf), um den Dialog der Herzogin mit dem Lord zu ermöglichen.

Inniger und länger hat Scribe bei Abigail verweilt. Mashams Geliebte hat Leidenschaft und Humor; beides fehlte der Darstellerin, die zwar nichts verdarb, die aber am leichtesten zum Erfolge hätte beitragen können.

Selbst wenn Herr Hölbing als Masham weniger schlecht gewesen wäre, hätte man sich an seiner Stelle Harry Walden gewünscht. Schon weil's dann jeder nur natürlich fände (oder ist's nicht so?), daß bei seinem Anblick sämtliche Herzen lichterloh brannten. Die Leidenschaft für Herrn Hölbing indessen — pardon, ich meine natürlich Masham — wollte mir zum mindesten auf seiten der Frau Arnold und des Fräulein Maren nicht recht glaubwürdig erscheinen.

A. L.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feſtl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wlitzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

DER TANZ

von

OSKAR BIE

Ein stattlicher Band in gr. 8°. 21 Bogen Text mit 100 Bilderbeilagen und reichem Buchschmuck von Karl Walser in echt Pergament gebunden M. 25.—. Luxusausgabe auf Japanpapier in 30 numerierten Exemplaren gedruckt in echt Pergament gebunden M. 100.—

MARQUARDT & Co., BERLIN W. 50